Germ.
48 6
1,2

Kreisbibliothek Regensburg

8° Germ.

Sue

1486/1,2

11456a

Die

# sieben Todsünden

von

**Eugène Sue.**

Aus dem Französischen

von

**Maximilian Reck.**

Zweiter Band.

# I.

## Hoffart.

Zweiter Band.

**Nürnberg 1847.**
Druck und Verlag von Wilhelm Tümmel.

Die

# Herzogin

von

**Eugène Sue.**

Aus dem Französischen

von

**Maximilian Reck.**

Zweiter Band.

Sie hatte ein Laster .... die Hoffart, das bei ihr die Stelle aller guten Eigenschaften vertrat.

GEWERBEVEREIN REGENSBURG A.V.

**Nürnberg 1847.**
Druck und Verlag von Wilhelm Tümmel.

Kreisbibliothek Regensburg

## Fünfzehntes Kapitel.

Am Tage nach der Unterredung der Familie von La Rochaiguë ereigneten sich drei wichtige Scenen bei verschiedenen Personen.

Die erste hatte bei dem Herrn Abbé Ledoux statt, der — wie man sich erinnern wird — Frau von Beaumesnil die Sterbsacramente ertheilt hatte.

Der Abbé war ein kleiner Mann mit einem einnehmenden Lächeln, scharfen und durchdringenden Augen, rothen Wangen und grauen, leicht gepuderten Haaren.

Er ging mit unruhiger, aufgeregter Miene in seinem Schlafzimmer auf und nieder und schien mit Ungeduld Jemand zu erwarten; denn er warf von Zeit zu Zeit einen fragenden Blick nach seiner Pendule.

Endlich ließ sich ein Schellen an der Hausthüre hören, die Thüre öffnete sich, und ein Diener — von dem Aussehen eines Sakristans — meldete Herrn Cölestin von Macreuse.

Dieser fromme Stifter der Verbindung des heiligen Polycarp war ein großer junger Mann von anständiger Haltung. Seine Haare waren mattblond, und sein volles, geröthetes und ziemlich regelmäßiges Gesicht hätte für schön gelten können ohne den bemerkbaren Ausdruck süßlicher Falschheit und mühsam verhaltener Selbstgefälligkeit.

Als Herr von Macreuse eintrat, küßte er den Abbé Ledoux fromm auf beide Wangen, und der Abbé gab ihm diese Küsse nicht minder fromm zurück, während er sagte:

„Sie können sich nicht denken, mein theurer Cölestin, mit welcher Ungeduld ich Sie erwartet habe...."

„Wir hatten heute Sitzung des Vereins, Herr Abbé, eine Sitzung, stürmischer als je; Sie können sich keinen Begriff machen von dem Geiste der Verblendung und der Widersetzlichkeit dieser Unglücklichen. ... Ach, wie viele Mühe hat man, diesen rohen Arbeitern begreiflich zu machen, wie viel Unschätzbares, unendlich Göttliches — von dem Gesichtspunkte der Erlösung aus betrachtet — in dem Zustande des furchtbaren Elends liegt, in welchem sie leben. ... Aber nein; anstatt sich glücklich zu schätzen über diesen Heilsfall und mit zum Himmel gewandten Blicken einherzugehen, bestehen sie hartnäckig darauf, ihre Blicke auf das Irdische zu rich-

ten, ... ihre Lage mit der anderer Leute zu vergleichen und von ihren Rechten auf Arbeit, ... auf Glück zu sprechen. .... Auf Glück! Welche Ketzerei! ... Es ist zum Verzweifeln!"

Der Abbé Ledoux hörte Cölestin an und betrachtete ihn lächelnd, indem er an die Ueberraschung dachte, die er ihm bereiten würde.

„Und während Sie so fromm diesen Elenden den Unwerth irdischer Dinge predigen, mein theurer Cölestin," sagte der Abbé zu dem jungen Ehrenmanne, „wissen Sie, was unterdessen vorfiel? Ich besprach mich mit Fräulein Helene von La Rochaiguë. .... Und wissen Sie den Gegenstand unserer Unterredung? ... Die Ankunft der kleinen Beaumesnil! ...."

„Was sagen Sie!" rief Herr von Macreuse, während er vor Ueberraschung und Hoffnung purpurroth wurde, „Fräulein von Beaumesnil ...."

„Ist seit gestern Abend in Paris."

„Und Fräulein von La Rochaiguë?"

„Ist noch immer gleich günstig für Sie gestimmt und bereit, zu verhindern, daß diese ungeheuere Erbschaft in schlechte Hände komme. Ich habe heute Morgen diese liebe Person gesprochen; wir haben uns verabredet, und es wird nicht unser Fehler seyn, wenn Sie die Hand Fräulein von Beaumesnil's nicht erhalten."

„Ach! Wenn dieser schöne Traum sich verwirklichte!“ rief Herr von Macreuse mit gieriger und athemloser Stimme, indem er die Hände des Abbé zwischen die seinigen drückte: „wem anders würde ich dieses ungeheuere, .... unberechenbare Vermögen verdanken, als Ihnen!“

„Auf diese Weise, mein theurer Cölestin, werden die jungen frommen Leute belohnt, welche in unserem verderbten Jahrhundert das Beispiel der katholischen Tugenden geben,“ sagte der Abbé munter.

„Ach!“ rief Cölestin mit dem Ausdrucke glühender Gier, „ein solches Vermögen ist für mich ein goldener Horizont, .... ich bin davon geblendet.“

„Wie aufrichtig dieses arme Kind das Geld liebt!“ sagte der Abbé, indem er mit väterlicher Miene lächelte und Cölestin in die vollen Wangen kneipte. „Doch lassen Sie uns nun an die Ausführung denken ... und die Sache vernünftig besprechen! ... Unglücklicherweise konnte ich die so hartnäckige Frau von Beaumesnil nicht dazu bestimmen, Sie durch eine Art von Testament der Wahl ihrer Tochter als Gatten zu bezeichnen; — auf diese Weise wäre die Angelegenheit schneller im Reinen gewesen. Stark durch diesen letzten Willen einer sterbenden Mutter würden Fräulein von La Rochaiguë und ich die Kleine so lange bestürmt haben, bis sie, ...

aus Ehrfurcht für das Andenken ihrer Mutter, .... in Alles gewilligt hätte. ... Das wäre prächtig gewesen, Alles wäre von selbst und ohne Widerstand abgegangen; ... doch denken wir nicht mehr daran! ....“

„Warum nicht mehr daran denken?“ sagte Herr von Macreuse mit einem gewissen Zögern, während er seine hellen und durchdringenden Augen einen Augenblick auf jene des Abbé heftete.

Dieser maß ihn seinerseits mit unverwandtem Blicke.

Cölestin schlug die Augen nieder und fuhr lächelnd fort:

„Wenn ich sagte, wir dürften auf den Beistand, welchen eine Art Testament von Seite der Frau von Beaumesnil unseren Plänen geliehen hätte, vielleicht nicht ganz verzichten, so war dies ein einfacher Gedanke ....“

„An die Unterschiebung einer falschen Handschrift?“ sagte der Abbé, der nun seinerseits vor dem kühn bejahenden Blicke Cölestins die Augen niederschlug.

Wieder herrschte einen Augenblick lang Stillschweigen, worauf der Abbé, als sey die Unterredung durch keinen Zwischenfall unterbrochen worden, fortfuhr:

„Wir müssen also einen neuen Feldzug eröffnen,

die Umstände sind uns günstig; denn wir haben den Vorsprung, da der Baron und seine Frau — wie mir Fräulein von La Rochaiguë, die ganz auf unserer Seite ist, sagte — noch Niemand für Ernestine von Beaumesnil im Auge haben. Was Helenens Bruder und seine Frau betrifft, so sind dies sehr selbstsüchtige und habsüchtige Menschen; es ist also kein Zweifel, daß, wenn die Sache einmal von uns auf eine Weise eingeleitet ist, die ihnen Besorgnisse über unser Gelingen einflößt, sie sich auf unsere Seite schlagen werden, wohlverstanden, wenn sie ihren guten Vortheil dabei sehen. Nichts wird dann leichter seyn, als ihnen diesen Vortheil zuzusichern; nur müssen wir zuerst eine Stellung erringen, die stark genug ist, ... uns zu Herren über die Bedingungen zu machen."

„Und wann, auf welche Weise werde ich Fräulein von Beaumesnil vorgestellt werden, Herr Abbé?"

„Diese dringende und wichtige Frage hat Fräulein Helene und mich sehr beschäftigt. Natürlich ist eine offizielle Vorstellung unmöglich; das hieße Alles verderben, indem wir den Baron und seine Frau selbst dazu brächten, ein wachsames Auge auf unsere Absichten zu werfen. Wir müssen daher etwas Geheimnißvolles, Mysteriöses und Unvorhergesehenes anwenden, um die Neugierde und Theilnahme des

Fräuleins von Beaumesnil zu erregen. Diese Vorstellung muß also, um ihre Wirkung hervorzubringen, nach dem Charakter des jungen Mädchens berechnet werden."

Cölestin sah den Abbé mit erstaunten und fragenden Blicken an.

„Lassen Sie uns nur machen, armes Kind," setzte der Abbé mit dem Tone liebevoller Ueberlegenheit hinzu; „wir wissen die Menschheit auswendig. Nach den Erkundigungen also, die ich einziehen konnte, und besonders nach der Bemerkung Fräulein Helenens, die in gewissen Umständen einen eben so scharfen, als sicheren und schnellen Blick hat, muß die kleine Beaumesnil eben so religiös, als mildthätig seyn. Besonders vortheilhaft für uns ist die Kenntniß des Umstandes," fügte der Abbé bei, „daß Fräulein von Beaumesnil ihre Andacht vorzugsweise gern am Altare der heiligen Jungfrau verrichtet,... eine Vorliebe, die bei einem jungen Mädchen sehr natürlich ist. ...."

„Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, Herr Abbé," sagte Cölestin lebhaft.

„Lassen Sie hören, mein theures Kind?"

„Herr und Frau von La Rochaiguë sind nichts weniger, als regelmäßig in der Erfüllung ihrer reli-

giösen Pflichten; aber Fräulein Helene versäumt niemals die Messe?" ...

„Nein, gewiß nicht."

„Sie kann es also ganz natürlicher Weise übernehmen, Fräulein von Beaumesnil in die Kirche **Saint-Thomas-d'Aquin** zu führen, die in ihrem Kirchspiele liegt?"

„Gewiß."

„Es wäre gut, wenn Fräulein Helene von morgen an ihre Mündel um neun Uhr Morgens dahin führen und ihre Andacht am Marienaltar verrichten würde."

„Das ist sehr leicht."

„Diese Damen, dächte ich, ... würden zur Linken ... des Altars Platz nehmen." ...

„Zur Linken des Altars, .... und warum das, Cölestin?"

„Weil ich da seyn und meine Andacht an demselben Altare mit Fräulein von Beaumesnil verrichten würde."

„Vortrefflich!" rief der Abbé; „das geht ganz von selbst ..... Fräulein Helene übernimmt es, die Aufmerksamkeit der Kleinen auf Sie zu lenken, und so nehmen Sie schon bei der ersten Begegnung einen herrlichen Platz ein. .... Das ist bewunderungswürdig ausgedacht, mein theurer Cölestin."

„Schreiben Sie nicht mir den Ruhm dieser Erfindung zu, Herr Abbé," entgegnete Cölestin mit ironischer Bescheidenheit, „geben wir Cäsar, was des Cäsar ist."

„Und welchem Cäsar gehört die glückliche Idee dieser so klug veranstalteten ersten Begegnung?"

„Dem, welcher diese Verse schreibt, Herr Abbé." Und Herr von Macreuse recitirte in gezwungenem Tone die folgenden Verse:

Ah! si vous aviez vu comme j'en fis rencontre,
Vous auriez pris pour lui l'amitié que je montre.
Chaque jour à l'église il venait d'un air doux
Tout vis-à-vis de moi se mettre à deux genoux.
Il attirait les yeux de l'assemblée entière
Par l'ardeur dont au ciel il poussait sa prière, etc. *

„Für Alles ist gesorgt, selbst für das Weihwasser, das man beim Hinausgehen reicht," fuhr Herr von Macreuse fort. „Und nun soll man noch sagen, daß die Werke dieses gottlosen, unverschämten Histrions nicht auch ihre Moral, ihren Nutzen haben!"

Der Abbé wollte vor Lachen fast platzen und sagte:

---

* Uebersetzung: Ach, hätten Sie gesehen, wie ich ihn das erste Mal traf, Sie würden eine gleich große Freundschaft für ihn gefaßt haben, als ich. Jeden Tag kam er in die Kirche und warf sich mit sanfter Miene mir gegenüber auf die Kniee. Er zog durch die glühende Andacht, mit der er seine Gebete zum Himmel sandte, die Augen der ganzen Versammlung auf sich, 2c.

„Meiner Treu, .... das heißt nach Recht und Billigkeit verfahren. Möge der Himmel der guten Sache den Sieg verleihen, mit welchen Waffen man auch kämpft! Nur Muth, mein theurer Cölestin, wir sind auf gutem Wege! Sie sind gewandt, einnehmend, hartnäckig und mehr, als jeder Andere, im Stande, Ohren und Augen dieser Waise zu bestechen, d. h. sie zu verführen, sobald sie Sie nur hört oder sieht. Doch à propos, verwenden Sie stets große Sorgfalt auf Ihre Toilette: nichts Affektirtes, aber Geschmack und elegante Einfachheit! Wie, sehen Sie mich einmal an! ... Ja," fuhr der Abbé fort, nachdem er Herrn von Macreuse einen Augenblick betrachtet hatte, „es würde mir besser gefallen, wenn Sie ihre Haare, statt sie glatt zu tragen, leicht kräuseln ließen. Man nimmt die jungen Mädchen nicht bloß durch Worte ein."

„Seyen Sie ruhig, Herr Abbé, ich verstehe alle diese Nuancen; große Erfolge erreicht man oft durch die kleinsten Mittel. ... Ach! ... dieser Erfolg, ... es wäre die schönste, die glänzendste Zukunft, die sich ein Mensch nur träumen lassen kann!" rief Cölestin, dessen helle Augen in brennender Glut strahlten.

„Und dieser Erfolg!" ... entgegnete der Abbé, ... „wird Ihnen zu Theil werden! Alle Hülfs-

mittel, über die wir gebieten können, (und diese sind ungeheuer und vielseitig) sollen angewendet werden."

„Ach, Herr Abbé," sagte Cölestin mit Salbung, „was würde ich Ihnen nicht zu verdanken haben?"

„Ueberschätzen Sie Ihre Schuld gegen uns nicht, lieber Junge," sagte der Abbé lächelnd; „Ihr glücklicher Erfolg ist nicht blos für Sie allein von Interesse. ..."

„Wie das, Herr Abbé?"

„Nun! Ohne Zweifel würde Ihr glücklicher Erfolg einen ungeheueren, .... unberechenbaren Einfluß haben; ... ja, allen diesen schönen jungen Herren, welche den Freigeist spielen, ... allen den Launen, den Gleichgültigen, welche uns nicht kräftig genug unterstützen, würde Ihr glücklicher Erfolg mit goldnen Buchstaben, mit blendenden Zahlen beweisen, was man gewinnt, wenn man stets mit uns, ... für uns, ... und durch uns ist. Einen kleinen Beweis hiefür dürfte schon Ihre geachtete, für Ihr Alter und ... Ihre ... unbekannte Geburt unverhoffte Stellung geben," fügte der Abbé leiser und mit unmerklichem Erröthen bei, während Cölestin diese Verlegenheit zu theilen schien.

Dann fuhr der Priester fort:

„Sehen Sie, mein theurer Cölestin, ... während diese neidischen und schaamlosen vornehmen Herr-

chen ihre Börse und ihre Gesundheit in schmutzigen Orgien, in albernen und rauschenden Vergnügungen vergeuden, werden Sie, mein theurer Sohn, dessen Herkunft und dessen geheime Beschützer Niemand kennt, schweigend und im Schatten ihren Weg gemacht haben, und bald wird die Welt über Ihr unbegreifliches, ... fast erschreckendes Glück bestürzt seyn."

„Ach, glauben Sie mir, Herr Abbé, meine Dankbarkeit ..."

„Sprechen Sie doch nicht beständig von Ihrer Dankbarkeit," unterbrach der Abbé Herrn von Macreuse mit einem sonderbaren Lächeln; „man kann gegen uns nicht undankbar seyn. Sie können sich wohl denken, daß wir keine Kinder sind, ... wir nehmen unsere Sicherheitsmaßregeln. ..."

Und gleichsam als Antwort auf eine Bewegung des Herrn von Macreuse, fuhr der Abbé fort:

„Und welches sind diese Sicherheitsmaßregeln? .... Das Herz und der Verstand derer, denen wir unsere Kräfte weihen. ..."

Dann kneipte der Abbé, immer mit väterlicher Miene, den jungen Ehrenmann von Neuem in das Ohr und fuhr fort:

„Jetzt zu etwas Anderem, was nicht minder wichtig ist. Wer nur eine Glocke hört, hört nur einen

Schall. Ohne Zweifel wird Fräulein Helene unerschöpflich seyn, mit der kleinen Beaumesnil von Ihnen zu sprechen, sobald diese Sie bemerkt hat. Fräulein von La Rochaigue wird ohne Unterlaß Ihre Tugenden, Ihre Frömmigkeit, die engelgleiche Sanftmuth Ihrer Züge, die anmuthige Bescheidenheit Ihres Benehmens rühmen: sie wird Alles thun, den Kopf dieses Kindes zu Ihren Gunsten zu verdrehen und Fräulein von Beaumesnil für Sie zu begeistern; aber eine noch herrlichere, villeicht entscheidende Wirkung würde es hervorbringen, wenn diese Lobeserhebungen über Sie ein Echo fänden und von Personen wiederholt würden, deren Stellung ihren Worten einen großen Einfluß auf die Meinung der kleinen Beaumesnil liehe, welche gewiß dann sehr stolz darauf würde, Sie so einstimmig loben zu hören."

„Es ist wahr, Herr Abbé, das wäre ein Hauptstreich!"

„Nun, Cölestin, denken Sie nach; ... welche unter Ihren Freundinen, unter Ihren Lobrednerinen, unter ihren Schwärmerinen, ist die Frau, die man, nach Ihrer Ansicht, ersuchen könnte, sich mit einer so zarten Mission zu befassen. ... Frau von Franville?"

„Sie ist zu albern," sagte Cölestin.

„Frau von Bonrepos?" fuhr der Abbé fort.

„Sie ist zu plauderhaft und zu verrufen."

„Madam Lefebure?“

„Sie ist zu bürgerlich.“ ..

Und nach ziemlich langem Stillschweigen fuhr Cölestin fort:

„Es gibt nur eine Frau, auf deren Verschwiegenheit und Freundschaft ich so sehr rechnen könnte, um eine solche Bitte zu wagen: es ist die Frau Herzogin von Senneterre.“

„Das wäre unstreitig das Beste; denn die Herzogin hat einen außerordentlichen Einfluß in der vornehmen Welt,“ erwiederte der Abbé nachdenkend, „und ich glaube, daß Sie sich nicht täuschen. Ich habe Sie schon öfter von ihr mit einer ... unglaublichen Wärme vertheidigen oder loben, ja selbst laut Bedauern darüber aussprechen hören, daß ihr Sohn Gerald .... Ihnen nicht gleiche, ... dieser unverschämte Wüstling, dieser gottlose Freigeist!...“

Bei dem Namen Gerald nahmen die Züge des Herren von Macreuse den Ausdruck mühsam unterdrückten Hasses an, und er antwortete heftig:

„Dieser Mensch hat mich .... vor aller Welt beschimpft. .... O! Ich werde mich rächen! ...“

„Mein Kind!“ antwortete der Abbé immer lächelnd und väterlich, „ein römisches Sprüchwort sagt: „Die Rache genießt man kalt,“ und es hat recht. ... Beherzigen Sie das und warten Sie!

Haben Sie nicht schon einen großen Einfluß auf seine Mutter?"

„Ja, ja," erwiederte Cölestin nach kurzem Nachdenken, „je mehr ich daran denke, je mehr glaube ich, aus tausend Gründen, mich gerade an Frau von Senneterre wenden zu müssen. Schon manchmal habe ich mich von der ernstlichen Theilnahme überzeugen können, die sie mir schenkt. Das Vertrauen, das ich ihr bei dieser Gelegenheit zeigen werde, wird sie rühren, ... ich zweifle nicht daran. Ueber die Mittel, sie mit Fräulein von Beaumesnil in Verkehr zu setzen, werde ich mich mit ihr verständigen. .. Das wird eine leichte Aufgabe seyn, ... denke ich. ..."

„In diesem Falle," unterbrach ihn der Abbé, „müssen Sie die Herzogin so schnell als möglich besuchen."

„Es ist erst halb ein Uhr," sagte Cölestin mit einem Blick auf die Pendule. „Frau von Senneterre empfängt ... Ihre vertrauten Freunde gewöhnlich zwischen ein und zwei Uhr. ... Ich gehe augenblicklich hin."

„Auf dem Wege dahin," sagte der Abbé, „überlegen Sie ernstlich, ob Sie bei dieser Eröffnung keine Nachtheile sehen, mein theurer Cölestin. ... Ich für meinen Theil mag mich besinnen wie ich will, ... ich kann nur Vortheile dabei sehen. ..."

„Auch ich, Herr Abbé; nichtsdestoweniger werde ich noch einmal Alles überlegen. Uebrigens bleibt es also bei unserer Verabredung: ... morgen früh um neun Uhr, zur Linken des Altares in der Kapelle der heiligen Jungfrau ... in Saint Thomas-d'-Aquin?"

„Das ist abgemacht," erwiederte der Abbé; „ich werde Fräulein Helene von unserer Verabredung unterrichten, .. und sie wird um neun Uhr mit Fräulein von Beaumesnil sich in der Kapelle einfinden, ... dafür stehe ich Ihnen. Und nun, ... eilen Sie zu Frau von Senneterre!"

Nach einer letzten frommen Umarmung zwischen dem Abbé und Cölestin, begab sich der Letztere zu der Frau Herzogin von Senneterre.

---

## Sechzehntes Capitel.

Am Morgen desselben Tages, an welchem die eben mitgetheilte Unterredung zwischen dem Abbé Ledour und Herrn von Macreuse statt fand, war die Frau Herzogin von Senneterre auf einen dringenden Brief, den sie empfangen hatte, gegen ihre Gewohnheit um zehn Uhr ausgegangen. Bei ihrer Rückkehr um halb zwölf Uhr hatte sie sogleich nach ihrem Sohne Gerald gesandt, aber der Kammerdiener des jungen Mannes hatte der Kammerfrau der Herzogin die Antwort gegeben, der Herr Herzog habe die Nacht nicht im Hôtel zugebracht.

Gegen Mittag eine zweite und ungeduldige Botschaft der Herzogin; ... ihr Sohn war noch nicht nach Hause gekommen. Endlich um halb ein Uhr erschien Gerald bei seiner Mutter und wollte sie liebevoll und munter umarmen, doch die Herzogin stieß ihn sanft zurück und sagte mit vorwurfsvollem Tone:

„Schon dreimal habe ich nach Ihnen fragen lassen, mein Sohn.“

„Ich komme eben nach Hause und ... da bin ich nun. Was wünschest Du, meine theure Mutter?“

„Sie kommen eben nach Hause, ... Gerald? ... Um diese Stunde? .... Welche Aufführung?“

„Wie! ... Welche Aufführung?“

„Hören Sie mich an, mein Sohn! .... Es gibt Dinge, die ich nicht wissen will, ... nicht wissen darf; aber nehmen Sie den Widerwillen, den ich empfinde, Ihnen gewisse Bemerkungen zu machen, ... ja nicht für Duldung oder ... Verblendung.“ ...

„Meine theure Mutter!“ sagte Gerald in ehrerbietigem und festem Tone, „Du hast in mir stets den ehrerbietigsten und zärtlichsten Sohn gefunden und wirst ihn immer finden; ich brauche nicht beizufügen, daß mein Name, der auch der Deinige ist, stets und überall geehrt seyn wird. ... Aber, was willst Du denn? Ich bin vierundzwanzig Jahre alt, .... ich lebe und vergnüge mich wie ein Mann von vierundzwanzig Jahren.“

„Gerald, es ist heute nicht das erste Mal, Sie wissen es, daß Ihre Lebensweise mich auf das Tiefste betrübt, nicht bloß um meinetwillen, sondern auch um Ihretwillen. Kaum treten Sie in die Welt, in der Ihr Name und Ihr Geist Ihnen einen so ausgezeich-

neten Platz anweisen .... und schon besuchen Sie fortwährend die schlechteste Gesellschaft." ....

„Was die Frauen betrifft? ... Das ist wahr, ... und für mich ist in dieser Beziehung ... die schlechte Gesellschaft ... eine gute. ... Nun, werde nicht böse; ... ich bin, Du weißt es, ... was eine freimüthige Sprache betrifft, .... stets Soldat geblieben, ... ich gestehe also ganz offen meine kleine Schwäche für die Rosenmädchen. ... Doch habe ich die rühmlichste Auswahl von Freunden, auf die ein Mann stolz seyn kann. Sieh, ich habe unter anderen einen, der mir der theuerste von allen ist, einen alten Soldaten meines Regiments. ... Würdest Du ihn kennen, meine theure Mutter, ich bin überzeugt, Du bekämest die beste Meinung von mir; denn Du weißt ja," fügte Gerald lächelnd hinzu, „daß man die Menschen nach ihren Freunden beurtheilt." ..

„Niemand in der Welt, als Sie, Gerald, wird seine Freunde unter den Soldaten suchen," sagte die Herzogin achselzuckend.

„Bei Gott, das glaube ich wohl, meine theure Mutter! Es ist nicht Jedermann gegeben, ... sich seine Freunde auf dem Schlachtfelde zu wählen."

„Uebrigens spreche ich nicht von Ihren männlichen Bekanntschaften, mein Sohn; ich tadle nur,

daß Sie sich mit unwürdigen Geschöpfen abgeben."

„Aber sie sind so unterhaltend!" ...

„Mein Sohn" ....

„Vergebung, ... gute Mutter," sagte Gerald, indem er die Herzogin wider ihren Willen umarmte; „... es ist wahr, ... ich habe unrecht, daß ich ... Dir gegenüber ... mit dieser Kasernen-Freimüthigkeit spreche; aber dennoch ... gewiß," fuhr Gerald lächelnd und zögernd fort, „aber dennoch — ich möchte Dir nicht noch mehr Aergerniß geben — was soll ich Dir sagen, meine theure Mutter?" ... Man ist vierundzwanzig Jahre alt, ... man muß das benützen, ... kurz, ich habe keinen Geschmack an den Vestalinen. Lasse es gut sein, ... oder würdest Du lieber sehen, daß ich Gram und Verzweiflung in allen Arten von ehrbaren Haushaltungen trüge?" fügte Gerald in tragikomischen Tone bei. „Ich habe es versucht, ja selbst mit Glück. ... Und nun, offen gesagt, ... ich ziehe ... (aus Tugend) ... die Loretten vor. ... Erstens verletzt das die Heiligkeit der Ehe nicht, ... und dann ist es lustiger" ...

„Ei! Mein Gott! Ich habe nicht über die Wahl Ihrer Maitressen mich mit Ihnen zu besprechen," versetzte die Herzogin ungeduldig, „aber es ist meine Pflicht, den unbegreiflichen Leichtsinn Ihrer Aufführ-

rung streng zu tadeln. Sie wissen nicht, welches Unrecht Sie gegen sich selbst begehen. ..."

„In welcher Beziehung?"

„Glauben Sie, zum Beispiel, daß, wenn es sich um eine Heirath handelte. .."

„Wie, .. um eine Heirath?" rief Gerald; „aber ich heirathe nicht, beim Teufel! ..."

„Sie werden, hoffe ich, die Gefälligkeit haben, mich anzuhören. ..."

„Ich höre. ..."

„Sie kennen Frau von Mirecourt?"

„Ja, ..." glücklicherweise ist die verheirathet, ... und Du wirst sie mir nicht vorschlagen; sie ist die abscheulichste Intrigantin! ..."

„Das ist möglich! ... Aber sie steht in dem intimsten Verhältnisse zu Frau von La Rochaiguë, die auch zu meinen Freundinen gehört."

„Seit Kurzem wohl? ... Denn ich hörte Dich oft sehr übel von ihr sprechen: sie sey die Gemeinheit selbst, ... ein ..."

„Es handelt sich nicht von dem Allen," unterbrach die Herzogin ihren Sohn. „Frau von La Rochaiguë hat die Vormundschaft über Fräulein von Beaumesnil, ... die reichste Erbin in Frankreich ..."

„Die in Italien ist?"

„Sie ist in Paris. ...“

„Sie ist zurückgekehrt?“

„Gestern Abends, und heute Morgens um zehn Uhr hatte ich bei Frau von Mirecourt eine lange und letzte Unterredung mit Frau von La Rochaiguë; denn seit einem Monat beschäftige ich mich mit dieser Angelegenheit, von der ich Ihnen nicht ein Wort sagen wollte, da ich Ihren gewohnten Leichtsinn kenne; glücklicherweise blieb Alles bisher im tiefsten Geheimniß zwischen Frau von La Rochaiguë, Frau von Mirecourt und mir, so daß wir die beste Hoffnung haben. ...“

„Hoffnung, ... und welche?“ fragte Gerald bestürzt.

„Nun, für das glückliche Zustandekommen Ihrer Heirath mit Fräulein von Beaumesnil. ...“

„Wie? Meiner Heirath! ....“ rief Gerald, von seinem Stuhl aufspringend.

„Ja, Ihrer Verheirathung ... mit der reichsten Erbin in Frankreich,“ entgegnete Frau von Senneterre; dann fuhr sie, ohne ihre Unruhe zu verbergen, fort:

„Ach! Alle Aussichten wären günstig für uns ohne Ihre unglückselige Aufführung; .. denn von allen Seiten werden Bewerber und Nebenbuhler herbeiströmen. ... Es wird einen erbitterten Kampf,

ohne Gnade und Erbarmen, geben, ... und, Gott weiß, wie sehr man, ohne Sie zu verleumden, Ihnen schaden kann. Ach! Könnten Sie mit Ihrem Aeußeren, Ihrem Namen und Ihrem Geiste als ein Muster geregelter Lebensweise aufgeführt werden, wie zum Beispiele dieser vortreffliche Herr von Macreuse!"

„Wie! Sie denken also alles Ernstes an diese Heirath, meine Mutter?" sagte nun Gerald, der seiner Mutter mit wachsendem Erstaunen zugehört hatte.

„Ob ich ernstlich daran denke! Das können Sie noch fragen?"

„Meine theure Mutter, ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre guten Absichten; aber, ich wiederhole es Ihnen, ich will nicht heirathen." ...

Frau von Senneterre glaubte, nicht recht gehört zu haben; sie warf sich heftig in ihr Fauteuil zurück, schlug die Hände zusammen und sagte mit bewegter Stimme:

„Wie? ... Sie sagten, ... daß ..."

„Ich sagte, meine Mutter, daß ich nicht heirathen will." ...

„Mein Gott! Mein Gott! Das ist Wahnsinn!" rief Frau von Senneterre. „Er schlägt die reichste Erbin in Frankreich aus!"

„Höre mich an, Mutter," erwiederte Gerald mit sanftem und zärtlichem Tone, „ich bin ein ehrlicher Mann, und als solcher gestehe ich Dir, daß ich das Vergnügen unsinnig liebe; ... ich liebe es ebenso, ja noch mehr, als in meinem zwanzigsten Jahre, ... und ich würde daher ein abscheulicher Gatte seyn, ... selbst für die reichste Erbin in Frankreich."

„Ein unerhörtes Vermögen!" wiederholte Frau von Senneterre, ganz außer sich über die Weigerung ihres Sohnes, „Mehr als drei Millionen Renten ... an liegenden Gütern!!"

„Ich ziehe das Vergnügen und die Freiheit vor."

„Was Sie da sagen, ist albern und unwürdig," rief Frau von Senneterre fassungslos; „aber sind Sie denn von Sinnen!!"

„Was willst Du, meine theure Mutter?" antwortete Gerald lächelnd. „Ich liebe ganz einfach die fröhlichen Soupers, die lustigen Maitressen und die ... Unabhängigkeit des Junggesellenlebens! Gott sey Dank, ich habe noch sechs schöne Jahre voll Jugendkraft vor mir, die ich nicht um alle Millionen der Welt hingeben würde; und überdies," fügte Gerald mit edlem und festem Tone bei, „werde ich nie den unedlen Muth haben, ein armes Mädchen, das ich nur um des Geldes willen genommen hätte, eben so unglücklich, als lächerlich zu machen. Du

weißt ja, meine Mutter, daß ich keinen Menschen kaufen wollte, um ihn der Gefahr auszusetzen, statt meiner getödtet zu werden, Du wirst es also ganz natürlich finden, daß ich mich nicht um die Millionen einer Frau verkaufe." ...

„Aber, mein Sohn!" ...

„Meine liebe Mutter, das ist ganz einerlei. ... Dein Herr von Macreuse (und ich rathe Dir in seinem Interesse, ihn mir nicht mehr als Muster aufzustellen, ich möchte zuletzt eine Anzahl von Stöcken auf seinem Rücken zerschlagen), Dein Herr von Macreuse, der ein Frommer ist, möchte nicht dieselben Bedenklichkeiten haben, als ich, ... der ich ein wahrer Heide bin, ... das ist wahrscheinlich. Aber wie ich bin, wirst Du mich behalten, .... und ich werde Dich zärtlicher lieben, als je, meine theure Mutter," fügte Gerald bei, indem er ehrfurchtsvoll die Hand der Herzogin küßte, die ihn zurückstieß.

Es gibt sonderbare Zufälle.

Kaum hatte Gerald den Namen des Schützlings seiner Mutter und des Abbé Ledour ausgesprochen, als der Kammerdiener der Herzogin eintrat und sagte:

„Herr von Macreuse wünscht, die Frau Herzogin zu sprechen; es betrifft eine sehr wichtige und dringende Angelegenheit."

„Sie haben also gesagt, daß ich zu Hause bin?“ fragte Frau von Senneterre.

„Die Frau Herzogin hatten mir keinen Gegenbefehl gegeben.“ ...

„Nun gut; ... bitten Sie Herrn von Macreuse, einen Augenblick zu warten,“ sagte Frau von Senneterre zu dem Kammerdiener, der abtrat.

Dann wandte sie sich zu ihrem Sohne und sagte, nicht mehr mit Strenge, sondern mit schmerzlicher Bewegung:

„Ihre unbegreifliche Weigerung betrübt mich so tief, daß ich es nicht zu sagen vermag. Doch bitte ich Sie, Gerald, warten Sie einen Augenblick auf mich, ich komme sogleich zurück. Ach, mein Sohn, mein Freund, .... Sie können sich nicht denken, welchen entsetzlichen Kummer Sie mir bereiten...“

„Halt, meine Mutter! Sprich nicht so mit mir,“ sagte Gerald, von dem schmerzlichen Tone der Herzogin ergriffen. „Weißt Du nicht, wie sehr ich Dich liebe?“

„Sie sagen es, Gerald, und es ist mir ein Bedürfniß, es zu glauben. ...“

„Schicke also dieses Thier von Macreuse fort und laß' uns plaudern. Ich will Dich überzeugen, daß mein Benehmen wenigstens ehrlich und aufrichtig ist.

Nun, Du verläßt mich?“ ... fuhr er fort, als er seine Mutter auf die Thüre zugehen sah.

„Herr von Macreuse erwartet mich,“ antwortete die Herzogin.

„Ei nun, ich will ihm sagen lassen, er solle sich packen. Muß man nicht soviel Umstände mit ihm machen...“

Und da Herr von Senneterre sich dem Kamine näherte, um zu schellen und diesen Befehl zu geben, hielt seine Mutter ihn zurück und sagte:

„Gerald, es bereitet mir nicht weniger Kummer, wenn ich höre, mit welchem Abscheu, ich will nicht sagen, mit welcher zu deutlichen Eifersucht Sie von einem jungen Ehrenmanne sprechen, dessen exemplarische Aufführung, dessen Bescheidenheit und Frömmigkeit Jedermann zum Muster dienen sollten. Ach,.. gefiele es Gott, daß Sie seine Sitten, seine Tugenden besäßen! Sie würden dann nicht die strafbaren Verirrungen, die Ihre Jugend beflecken, einer kostbaren Heirath vorziehen, die Ihr Glück und das meinige für immer sicherte.“

Mit diesen Worten ging Frau von Senneterre weg, um mit Herrn von Macreuse zu sprechen, und ließ ihren Sohn zurück, nachdem er das Versprechen gegeben, ihre Zurückkunst zu erwarten.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Als die Herzogin zu ihrem Sohne zurückkam,

war ihr Gesicht durch den Unwillen geröthet, und sie rief beim Eintritt:

„Es ist kaum glaublich, ... es ist eine Keckheit sonder gleichen!“

„Was hast Du, meine Mutter?“

„Dieser Herr von Macreuse,“ entgegnete Frau von Senneterre mit ausbrechendem Zorne, „dieser Herr von Macreuse .... ist ein Nichtswürdiger!“

Gerald konnte sich, trotz der heftigen Aufregung, in der er seine Mutter sah, nicht enthalten, laut zu lachen, aber bald bereute er seine unzeitige Heiterkeit und sagte:

„Verzeihung, liebe Mutter, aber diese Sinnesänderung ist so plötzlich, ... so seltsam! ... Doch da fällt mir ein,“ fügte Gerald, diesmal sehr ernst, hinzu: „Hat etwa dieser Mensch die schuldige Ehrerbietung gegen Dich verletzt?“

„Verletzen etwa solche Menschen jemals die äußeren Formen?“ antwortete die Herzogin verdrießlich.

„Wenn das nicht ist, meine Mutter, ... woher kommt dann dieser plötzliche Zorn? ... Noch eben schwurst Du ja nur bei Deinem Herrn von Macreuse, .... und ...“

„Erstens bitte ich Sie, nicht zu sagen: Mein Herr von Macreuse,“ unterbrach Frau von Senneterre heftig ihren Sohn. „Wissen sie den Zweck

seines Besuches?" .... Er kam, um mich zu bitten, alles Gute zu sagen, was ich von ihm denke. (Das Gute, was ich jetzt von ihm denke, ist in der That recht hübscher Natur.)"

„Wem sollst Du es sagen, und warum?"

„Kann man sich eine solche Frechheit denken?"

„Aber zu welchem Zweck verlangt er diese Empfehlung, meine Mutter?"

„Wie? Zu welchem Zweck? Denkt denn dieser Mensch nicht daran, Fräulein von Beaumesnil zu heirathen?."

„Er!!"

„Er hat diese Unverschämtheit!" ...

„Macreuse?"

„Ein gemeiner Mensch, ein ... ich weiß nicht was!" rief die Herzogin. „Denn in der That man muß sich fragen, wer die Unschicklichkeit beging, ... einen solchen Menschen in unserer Gesellschaft aufzuführen!"

„Aber wie kommt er dazu, Dir seine Pläne mitzutheilen?"

„Ei, mein Gott! weil ich ihn mit Achtung, mit Auszeichnung empfing, ... weil ich, wie so viele andere Thoren, mich von ihm hatte einnehmen lassen, ohne zu wissen warum. ... Aus diesem Grunde ließ dieser Herr sich einfallen, mir zu sagen, daß

er in Betracht der Theilnahme, die ich ihm stets bewiesen, und der Lobeserhebungen, die ich ihm ertheilt, es als Pflicht betrachte, mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit seine Absichten auf Fräulein von Beaumesnil anzuvertrauen, da er (hatte er die Stirn, beizufügen) nicht an dem guten Zeugnisse zweifle, das ich ihm bei Fräulein von Beaumesnil ertheilen werde; er überlasse daher meinem Wohlwollen (ich glaube sogar, er hatte die Unverschämtheit, zu sagen: meiner Freundschaft) die Sorge, bald eine Gelegenheit zu ergreifen, ihm diesen Dienst zu leisten. Der saubere Herr!! In der That, das Alles verräth eine Unverschämtheit, für die es keinen Namen gibt!"

„Unter uns gesagt, meine theure Mutter, .... Du bist auch ein wenig, .... ja sehr viel schuld daran. ... Gestehe es nur! ... Ich hörte Dich ihn loben, diesen Macreuse, ... ihm sogar übermäßige Schmeicheleien sagen. ..."

„Ihn loben, ... ihm Schmeicheleien sagen!" rief Frau von Senneterre naiv; ... „wußte ich denn damals, daß er eines Tages die Unverschämtheit haben und sich in den Kopf setzen werde, die reichste Erbin in Frankreich zu heirathen .... und meinem Sohne in's Gehege zu gehen? Uebrigens ist dieser Mensch bei aller seiner Feinheit ... ein Dumm-

kopf: er kommt gerade recht, sich an mich zu wenden! Er wird sich wundern, welchen Dienst ich ihm leiste! ... Und übrigens erregt seine Anmaßung Mitleid: ... er ist ja ein liederlicher Bettler, ... ein gemeiner Mensch ohne Namen, er sieht aus wie ein Meßner im Sonntagskleide, der bei seinem Pfarrer speisen will; er ist ein Pedant, ein Heuchler, und bei allen seinen vorgeblichen Tugenden langweilig wie das Regenwetter. Uebrigens hat er nicht die geringste Aussicht; denn Fräulein von Beaumesnil wird — nach Allem, was mir die Herzogin sagte — entzückt seyn, Herzogin zu werden. Als eine Frau nach der Mode, findet sie Geschmack an allen Vergnügungen und an allen Vorzügen, welche ein großes Vermögen und eine hohe Stellung in der Welt geben, und gewiß ein Tropf wie dieser Herr von Macreuse, wird ihr diese hohe Stellung nicht bieten."

„Und was hast Du Macreuse auf seine Bitte geantwortet, meine Mutter?"

„Aufgebracht über seine Keckheit, stand ich auf dem Punkte, ihm zu antworten, seine Forderung sey eben so lächerlich, als unverschämt, und ihm mein Haus zu verbieten. Aber ich habe überlegt, daß es besser sey, um ihm desto mehr zu schaden, ihm scheinbar zu dienen, ... und ich versprach ihm deshalb, ... von ihm zu sprechen, wie er es verdiene, ...

und das werde ich gewiß nicht unterlassen. . . . . Ja, ich werde ihm einen Dienst leisten, . . . einen guten Dienst, . . . dafür stehe ich."

„Weißt Du, meine Mutter, daß es sehr möglich ist, Macreuse werde sein Ziel erreichen?"

Er, . . . Fräulein von Beaumesnil heirathen?"

„Ja."

„Gehe doch, Du bist nicht bei Sinnen."

„Täusche Dich nicht: der Bund, der ihn unterstützt, ist sehr mächtig. Er hat für sich, — ich kann Dir das nun sagen, da Du ihn verabscheust — er hat für sich die Frauen, die bigott geworden, . . . weil sie alt sind, . . . die jungen strengen Frauen, streng, weil sie häßlich sind, . . . die andächtigen Männer, die andächtig sind, weil sie aus ihrer Andacht einen Beruf machen, und die ernsthaften Männer, die ernst sind . . . um ihrer Dummheit willen. Das ist ja ungeheuer!"

„Aber es scheint mir, daß ich in der Welt noch ziemlich geschätzt bin, . . . ich!" entgegnete die Herzogin, „und meine Meinung, denke ich, . . . gilt auch noch etwas?"

„Deine Meinung war bisher und zwar öffentlich diesem schlechten Burschen sehr günstig, und man wird sich Deine plötzliche Sinnesänderung nicht erklären können, . . . oder vielmehr, ja, man wird sie

sich erklären; aber weit entfernt, Macreuse zu schaden, wird der Krieg, den Du gegen ihn beabsichtigest, ihm nur nützen. Dieser Schurke ist sehr durchtrieben, er ist ein Pfaffenknecht, und das sind die schlimmsten. ... Ach, Du weißt nicht, mit wem Du es zu thun hast, meine theure Mutter. ..."

„In der That, Gerald, Sie nehmen das mit einer Ruhe, mit einer Selbstverleugnung auf, ... die heldenmüthig sind!" sagte die Herzogin bitter.

„Auf Ehre, nein; ich schwöre Dir, ich bin entrüstet, .. empört darüber. ... Ein Macreuse!! solche Ansprüche zu machen und sie vielleicht durchzuführen; ... ein Mensch, der schon seit der Schulzeit mir Eckel und Abscheu verursachte!! Und dieses arme Fräulein von Beaumesnil, die ich nicht kenne, für die ich jedoch Theilnahme empfinde von dem Augenblicke an, wo sie der Gefahr ausgesetzt ist, die Frau dieses Elenden zu werden! ... Ach, bei Gott! ich hätte bald Lust, ... und wäre es nur, um die Pläne dieses Macreuse zu durchkreuzen und diese kleine arme Beaumesnil aus seinen Klauen zu retten ...."

„Ach, Gerald! ... mein Kind!" ... rief die Herzogin, ihren Sohn unterbrechend, „Deine Heirath würde mich zu der glücklichsten Mutter machen."

„Ja; ... aber ach, meine Freiheit, meine liebe Freiheit!!"

„Ueberlege doch, Gerald! Mit einem der schönsten Namen von Frankreich ... der reichste, ... der größte Grundbesitzer in Frankreich zu werden!“ ...

„Und mein schönes, gutes Junggesellenleben!!“

„Aber ein ungeheures Vermögen, und die Macht, welche es verleiht, wenn es mit einer Stellung wie die Deinige verbunden ist, mein guter Gerald?“

„Ja, ... es ist wahr,“ .... antwortete Gerald nachdenkend; ... „aber mich zur Langweile, .... und jeden Abend zu seidenen Strümpfen zu verdammen, ... und das für Zeit Lebens! ... Und die guten Mädchen, welche mich so sehr lieben, und alle auf einmal!! Denn da ich das Glück habe, nicht reich, aber jung zu seyn, muß ich glauben, daß ihre Liebe uneigennützig sey!“ ...

„Aber, mein Freund,“ sagte die Herzogin, unwillkührlich von dem ehrgeizigen Wunsche hingerissen, ihren Sohn diese reiche Verbindung schließen zu sehen, „Du stellst Dir Deine Pflichten zu streng vor; wenn man sich verheirathet, ... so ist dies noch kein Grund, um“ ....

„Ei sieh,“ unterbrach Gerald sie lachend, ... „nun bist Du es, die mir die Leichtigkeit der Sitten in der Ehe predigt.“ ...

„Mein Freund,“ erwiederte Frau von Senneterre

in Verlegenheit, ... „Du verstehst mich falsch, ... das ist es nicht, was ich sagen wollte.“ ...

„Sprich mit mir von Macreuse, meine theure Mutter; das ist besser.“ ..

„Wenn ich mit Dir von ihm spreche, so geschieht es nicht allein, um Dir Lust zu machen, diesen abscheulichen Menschen auszustechen, sondern es ist auch — so zu sagen — eine Frage der Menschlichkeit, ... des Mitleids!“

„Der Menschlichkeit! Des Mitleids!“

„Gewiß! Diese arme kleine Beaumesnil würde an der Seite eines solchen Ungeheuers vor Kummer sterben. ... Sie ihm zu entreißen, .... es wäre eine edelmüthige, eine vortreffliche Handlung, die Du begehen würdest, Gerald!! ... Das wäre bewunderungswürdig!!“

„Nun, meine liebe Mutter,“ versetzte Gerald lachend, „wirst Du nicht bald sagen, ich verdiene den Tugendpreis, ... wenn ich diese Heirath eingehe.“ ....

„Ja, wenn dieser Preis dem Sohne ertheilt würde, der seine Mutter zu den glücklichsten der Frauen gemacht hat,“ antwortete Frau von Senneterre, indem sie ihre thränenerfüllten Augen auf ihren Sohn heftete.

Gerald liebte seine Mutter zärtlich. Obwohl ihr Charakter herrschsüchtig, hochmüthig und voll Wider-

sprüche war, wurde der junge Herzog doch von der Rührung, die sie an den Tag legte, ergriffen und antwortete lächelnd:

„Ach, wie gefährlich ist eine Mutter! Sie ist im Stande, einen wider Willen dahin zu bringen, daß man eine Erbin mit drei Millionen Renten heirathet, ... besonders wenn es sich darum handelt, diese arme Millionärin einem Schurken, wie dieser Macreuse ist, zu entreißen. Wahrhaftig, je mehr ich daran denke, je mehr fühle ich mich von dem Gedanken entzückt, diesem Menschen und der heuchlerischen Sippschaft, deren Benjamin er ist, diesen Streich zu spielen. Welche Ohrfeige ... für ihn, ... welche köstliche Ohrfeige, die zugleich auf tausend scheinheilige Gesichter zurückfallen würde! ... Nur liegt eine kleine Schwierigkeit dazwischen, meine theure Mutter, ... und ich denke zu spät daran."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich weiß nicht, ... ob ich Fräulein von Beaumesnil gefallen werde."

„Sie dürfen nur wollen, mein lieber Gerald, und Sie werden ihr gefallen." ...

„Eine wahrhaft mütterliche Antwort."

„Ich kenne Sie doch wahrscheinlich recht genau?"

„Du?" antwortete Gerald, indem er seine Mutter umarmte, ... „Du kannst darüber kein Urtheil ab-

geben: Deine Zärtlichkeit verblendet Dich, ... ich verwerfe Dich."

„Lasse mich nur machen, Gerald, befolge meine Rathschläge, und Du wirst sehen, daß sie Dich zum Ziele führen werden." ...

„Weißt Du, daß, wer Dich nicht kennt, Dich für eine abscheuliche Intrigantin halten würde!" sagte Gerald munter. „Aber wenn einmal die Mütter in dem Interesse ihrer Söhne etwas wollen, ... werden sie Löwinen, ... Tiegerinen. ... Nun, lasse Deine Ansicht hören! Ich folge Dir blindlings."

„Guter Gerald," sagte die Herzogin entzückt, indem sie ihre thränenfeuchten Blicke auf ihren Sohn richtete, „Du kannst Dir nicht denken, wie glücklich mich Deine Worte machen. ... Ach, nun .... wird es uns gelingen, ... ich zweifle nicht daran. Dieser abscheuliche Macreuse wird sich zu Tode ärgern."

„Das ist gut, theure Mutter; .. bravo! .... statt eines Degenstoßes, den er ausgeschlagen hätte, werde ich ihm die Gelbsucht anhängen."

„Gerald, ich beschwöre Dich, laß uns vernünftig reden."

„Ich höre."

„Da Du nun entschlossen bist, ist es dringend nöthig, daß Du Fräulein von Beaumesnil sobald, als möglich siehst."

„Gut.“

Diese erste Zusammenkunft ist, wie Du Dir denken kannst, von der höchsten Bedeutung. ...“

„Wirklich?“

„Ohne Zweifel; deshalb hatte ich über diesen Gegenstand heute eine lange Unterredung mit Frau von Mirecourt und Frau von La Rochaiguë. Du magst nun selbst Deine Meinung über das sagen, was wir nach der Kenntniß, welche die Letztere schon jetzt von dem Charakter des Fräuleins von Beaumesnil zu haben glaubt, für das Passendste hielten.“

„Laß' hören, liebe Mutter!“

„Leider haben wir gleich anfänglich die Unmöglichkeit eingesehen, Dich als einen ernsten Mann von geordnetem Lebenswandel hinzustellen.“

„Daran haben Sie vollkommen gut gethan,“ antwortete Gerald lachend; ... „ich würde Sie zu bald Lügen gestraft haben.“

„Wir sind auf alle übeln Nachreden gefaßt, mein armer Gerald, welche die Leichtfertigkeit Deiner Aufführung leider nur zu sehr zu rechtfertigen scheint. Da dies aber einmal nicht zu ändern ist, so muß man suchen, das, was gegen Dich eingewendet werden könnte, zu Deinem Vortheile zu kehren.“

„Nur eine Mutter kann eine gleich gewandte Diplomatin seyn. ..“

„Glücklicherweise scheint Fräulein von Beaumesnil nach dem, was Frau von La Rochaiguë sagt, welche gestern Abend sie veranlaßte, sich auszusprechen (und man durchschaut bald das Herz eines Kindes von sechzehn Jahren), glücklicherweise scheint Ernestine von Beaumesnil den großen Luxus, die Vergnügungen, die Eleganz zu lieben; wir haben also gedacht, Du solltest vor Fräulein von Beaumesnil zum ersten Male bei einer Gelegenheit erscheinen, welche Dich als einen der elegantesten Männer von Paris zeigt."

„Wenn Du eine solche Gelegenheit zu finden vermagst, bin ich es zufrieden" ....

„Uebermorgen, Gerald, ist, glaube ich der Tag, an welchem Du bei dem Wettrennen im Boulogner Wäldchen mitreiten sollst?"

„Ja, ich habe dem einfältigen Courville, der herrliche Pferde besitzt, sie aber nicht zu besteigen wagt, versprochen, für ihn bei dem Wettrennen mit Hindernissen sein Pferd Young-Emperor zu reiten."

„Vortrefflich! Frau von La Rochaiguë wird Fräulein von Beaumesnil zu diesem Wettrennen führen; die Damen werden mich hier abholen, und bei unserer Ankunft im Boulogner Hölzchen kommst Du dann natürlich an unseren Wagen, um uns vor dem Wettrennen zu begrüßen. Deine Jockey-Tracht

mit dem Jäckchen von orangefarbener Seide und der schwarzsammten Mütze steht Dir ganz herrlich."

„Meine theure Mutter, ... eine Bemerkung." ....

„Lasse mich fortfahren! .... Fräulein von Beaumesnil wird Dich also inmitten dieser eleganten Jugend sehen, die Du in jeder Beziehung übertriffst (ich muß es wohl gestehen). Und dann ... zweifle ich nicht, daß Du im Rennen Sieger seyn wirst. Es ist unumgänglich nöthig, das Du Sieger bist, Gerald."

„Das ist eine Meinung, meine theure Mutter, welche meine Sporen dem braven Young-Emperor begreiflich zu machen suchen werden, ... aber, ... ich ..."

„Du reitest ausgezeichnet," unterbrach die Herzogin ihren Sohn auf's Neue, „und wenn Ernestine von Beaumesnil Dich, allen Nebenbuhlern voranfliegend, unter dem Beifallsrufe dieser Menge gewählter Zuschauer als Sieger am Ziele anlangen sieht, so ist bei dem Charakter und den Neigungen, die sie zu haben scheint, der erste Eindruck ohne Zweifel ein ausgezeichneter, und willst Du dann so liebenswürdig seyn, als Du es seyn kannst, so wird dieser unverschämte Macreuse Fräulein von Beaumesnil hassenswerth und abscheulich erscheinen, wenn er

die Frechheit haben sollte, mit Dir um ihre Hand ringen zu wollen."

„Kann ich nun sprechen, meine theure Mutter?"

„Gewiß!"

„Nun! Ich sehe durchaus kein Hinderniß dabei, Fräulein von Beaumesnil durch Dich bei einer Begegnung im Boulogner Wäldchen vorgestellt zu werden. .... Nur wirst Du es für gut finden, wenn diese Vorstellung nicht an einem Tage geschieht, an welchem ich als Jockey vermummt bin?"

„Aber warum nicht? Diese Tracht steht Dir ja im Gegentheile hinreißend."

„Ei nun, das kommt gar zu schauspielermäßig heraus," sagte Gerald lachend.

„Wie! Zu schauspielermäßig! Du wirst ja nun auf einmal gewissenhaft?"

„Sage doch, meine theure Mutter, soll ich denn das Verfahren Ellevion's wieder ins Leben rufen, der — wie man sagt — durch ... seine anschließende Kleidung so viele Verführungen erzielt hat?"

„Wahrhaftig, Gerald, ..." sagte die Herzogin mit einem Ausdruck empörten Schaamgefühls, ... „Sie haben Einfälle ......"

„Wahrlich, ... theure Mutter, ... Du hast diese Einfälle, ... ohne es selbst zu wissen; aber

im Ernste: stelle mich Fräulein von Beaumesnil vor, wo, ... wann, ... und wie Du willst, zu Fuß oder zu Pferd; Du siehst, daß Du nun die Wahl hast. Nur will ich nicht zu der unanständigen Jockeytracht meine Zuflucht nehmen. ...... Ich habe das nicht nöthig," fügte Gerald mit erkünstelter und komischer Geckenhaftigkeit hinzu, „ich werde Fräulein von Beaumesnil auf andere Weise zu blenden und zu bezaubern wissen, ... durch eine Menge moralischer, ehrwürdiger und ehelicher Eigenschaften."

„Wahrhaftig, Gerald, Sie bringen mich zur Verzweiflung; ... Sie können selbst die wichtigste Angelegenheit nicht mit Ernst behandeln."

„Was liegt daran, ... wenn ich diese Angelegenheit nur durchführe?"

Die Unterredung wurde nun zum zweiten Male durch den Kammerdiener der Frau von Senneterre unterbrochen, der nachdem er geklopft hatte, eintrat und meldete:

„Der Herr Baron von Ravil wünscht den Herrn Herzog in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen und erwartet den Herrn Herzog in dessen Wohnung."

„Es ist gut," sagte Gerald, über diesen Besuch erstaunt.

Der Kammerdiener trat ab.

„Was kannst Du mit Herrn von Ravil zu verhandeln haben?“ fragte die Herzogin ihren Sohn; „ich liebe diesen Menschen nicht. ... Er hat überall Zutritt, und ich muß gestehen, daß ich, ohne zu wissen warum, so gut wie Andere, dies schlechte Beispiel gebe.“ ...

„Das ist ganz einfach: sein Vater war ein sehr artiger Mann aus guter Familie, er hat seinen Sohn in der Welt aufgeführt und man hat fortgefahren, diesen zu empfangen, da es einmal geschehen war; übrigens mißfällt er mir sehr. Ich habe ihn seit dem Tage nicht mehr gesehen, an welchem das komische Duell zwischen dem Marquis und Herrn von Mornand stattfand, und ich weiß nicht, was dieser Mensch von mir wollen kann. Erst gestern war von diesem Cyniker die Rede und man hat mir da einen Ausspruch von ihm erzählt, der ihn ganz treffend charakterisirt. Ein armer Junge nemlich von unbedeutendem Vermögen hatte ihm auf die verbindlichste Weise seine Börse geöffnet; höre nun, welchen Dank Ravil ihm dafür wußte.

„Wo Teufel,“ sagte er, „hat dieser Dummkopf die zweihundert Louis gemaust, die er mir lieh?““

„Das ist niederträchtig!“ rief die Herzogin.

„Ich will mich nun dieses Menschen schnell entledigen," fuhr Gerald fort. „Uebrigens ist er manchmal gar nicht so übel anzuhören; diese Viperzunge weiß Alles, ist von Allem unterrichtet. Erwarte mich, theure Mutter; ich komme augenblicklich zurück, begeistert vielleicht über diese cynische Personnage. ... Es ist noch nicht lange, daß Du, ebenso schnell verwandelt und ganz erbittert über Macreuse, zurückkamst."

„Gerald, Sie sind nicht großmüthig."

„Gestehe wenigstens, theure Mutter, daß wir beide diesen Morgen mit unseren guten Bekannnten kein Glück haben." ...

Und Herr von Senneterre begab sich zu Ravil, der ihn erwartete.

## Siebzehntes Kapitel.

Gerald fand Herrn von Ravil in seiner Wohnung und empfing ihn mit frostiger Höflichkeit, die jedoch diesen schaamlosen Menschen keineswegs außer Fassung brachte.

„Welcher Angelegenheit habe ich die Ehre Ihres Besuchs zu danken, mein Herr," sagte Gerald trocken, ohne sich zu setzen oder Ravil zum Sitzen einzuladen.

Der Letztere erwiderte, gleichgültig gegen diese kalte Aufnahme:

„Herr Herzog, ich komme, um Ihnen ein vortreffliches Geschäft vorzuschlagen."

„Ich mache keine Geschäfte, mein Herr."

„Je nach dem!"

„Wie so?"

„Wollen Sie sich verheirathen, Herr Herzog?"

„Mein Herr," sagte Gerald mit Stolz, „diese Frage . ."

„Erlauben Sie, Herr Herzog, ... ich komme in Ihrem Interesse hieher, ... natürlich auch in

dem meinigen. ... Haben Sie also die Güte, mich anzuhören! Was wagen Sie dabei? .. Ich bitte Sie nur um zehn Minuten. ..."

„Ich höre mein Herr," sagte Gerald, dessen Neugierde durch Ravils Frage: „Wollen Sie sich verheirathen?" erregt worden war, eine Frage, die so sonderbar mit der Unterredung zwischen Gerald und seiner Mutter zusammentraf.

„Ich wiederhole also die Frage: wollen Sie sich verheirathen? Ich muß auf diese Frage Antwort haben, ehe ich diese Unterredung fortsetze."

„Aber, mein Herr, ... ich ..."

„Vergebung! Ich vergaß, meine Frage genügend zu betonen. ... Also: wollen Sie eine fabelhaft reiche Heirath machen, Herr Herzog?"

„Hat Herr von Ravil Jemand zu verheirathen?"

„Wahrscheinlich."

„Aber Sie sind Junggeselle, ein Mann von Welt und von Geist, mein Herr. Warum heirathen Sie denn nicht selbst?"

„Mein Herr, ... ich habe kein Vermögen, mein Name ist ziemlich unbedeutend. ... Ich bin — sagt man — ein wenig verrufen, überdies häßlich, und mein Benehmen ist unangenehm und mürrisch; mit einem Wort: ich habe keine Aussicht, eine solche Hei-

rath zu schließen. . . . Ich dachte also an Sie, Herr Herzog."

„Ich weiß Ihnen Dank für diese Großmuth, mein lieber Herr; aber, ehe wir weiter gehen, erlauben Sie mir eine Frage, die ziemlich zarter Natur ist. Denn Sie begreifen, ich möchte nicht gerne Ihre Empfindlichkeit verletzen. . . ."

„Ich habe wenig Empfindlichkeit. . ."

„Das dachte ich mir. Nun! Welchen Preis setzen Sie auf Ihre großmüthige Theilnahme?"

„Ich verlange anderthalb Procent von der Mitgift," antwortete der Cyniker frech.

Und da Gerald den Widerwillen nicht verbergen konnte, welchen diese Worte ihm verursachten, fuhr Ravil mit Kälte fort:

„Ich glaube Ihnen im voraus gesagt zu haben, daß es sich um ein Geschäft handle?"

„Das ist richtig, . . . mein Herr."

„Wozu also die schönen Worte?" . . .

„Es ist wahr, sie sind für nichts; ich sage Ihnen also geradezu," versetzte Gerald, sich mit Mühe bezwingend, „daß dieser Abzug von anderthalb Procenten der Mitgift mir ziemlich billig scheint."

„Nicht wahr?"

„Gewiß; aber nun muß ich wissen, mit wem Sie

mich verheirathen wollen, mein Herr, und wie Sie es anfangen wollen, mich zu verheirathen?"

„Sie lieben die Jagd, Herr Herzog?"

„Ja, mein Herr."

„Sie verstehen sich vollkommen auf dieselbe?"

„Vollkommen."

„Nun, wenn Ihr Hühnerhund das Wild sicher aufspürt und steht, .. so hat er seine Pflicht erfüllt, nicht wahr? Das Uebrige hängt von Ihrem scharfen Blicke und der Schnelligkeit Ihres Schusses ab?"

„Wenn Sie darunter verstehen, mein Herr, daß, sobald Sie mir gesagt haben: „Die und die reiche Erbin ist zu verheirathen," .... Ihre anderthalb Procente verdient seyen, ... so" ....

„Erlauben Sie mir, Herr Herzog, ... ich bin ein zu gewandter Geschäftsmann, um Ihnen einen solchen Vorschlag zu machen; mit einem Worte: ich mache mich verbindlich, Ihnen eine ausgezeichnete, sichere und jedem Anderen unzugängliche Stellung zu schaffen, .... und Ihre natürlichen Vorzüge, Ihr großer Name werden dann das Uebrige thun." ...

„Und diese Stellung?"

„Sie fühlen wohl, Herr Herzog, daß ich nicht jung genug bin, um Ihnen mein Geheimniß ganz mitzu-

theilen, ehe Sie mir als Mann von Ehre Ihr Wort gegeben haben, zu" ...

„Herr von Ravil," erwiderte Gerald, indem er den Elenden unterbrach, und fast in Versuchung, ihn zur Thüre hinauszuwerfen, „der Scherz hat nun lange genug gedauert." ...

„Welcher Scherz, Herr Herzog?"

„Sie begreifen wohl, mein Herr, daß ich auf einen solchen Vorschlag nicht im Ernste antworten kann. ... Mich unter Ihren Auspicien zu verheirathen, wäre doch ... zu lächerlich!"

„Sie schlagen also meinen Antrag aus?"

„Ich nehme mir diese Freiheit."

„Ueberlegen Sie, Herr Herzog. ... Erinnern Sie sich an die Worte Talleyrand's" ...

„Sie citiren wohl sehr oft Talleyrand?"

„Er ist mein Lehrer, ... Herr Herzog."

„Und Sie machen ihm Ehre. ... Aber lassen Sie jene Worte des großen Diplomaten hören!"

„Er sagt: „Man muß seiner ersten Regung stets mißtrauen, .... weil sie gewöhnlich die gute ist." In diesen Worten liegt ein tiefer Sinn, .... machen Sie sich ihn zu nutze, Herr Herzog!"

„Bei Gott, mein Herr, Sie wissen nicht, wie wahr das ist, was Sie da sagen, und wie gelegen

Sie es ... zu Ihrem eigenen Vortheile ... erwähnen."

„Wahrhaftig?"

„Ich bin Ihrem Rathe zuvorgekommen; denn hätte ich der ersten Regung nachgegeben, die ihr ehrenwerther Antrag mir verursachte, (und diese Regung war vortrefflich) ... so würde ich ... Sie ..."

„Was würden Sie gethan haben, Herr Herzog?"

„Sie sind zu scharfsichtig, um es nicht zu errathen, mein lieber Herr, und ich bin zu höflich, um Ihnen das in meinem Zimmer zu sagen. ..."

„Vergebung, Herr Herzog, aber ich habe Eile und nicht so viel Muße, mich an Charaden zu belustigen. ... Sie schlagen also meinen Antrag aus?"

„Ja."

„Ein Wort noch, Herr Herzog; ich muß Ihnen bemerken, daß es ... diesen Abend zu spät seyn würde, wenn Sie sich anders bedenken würden; denn ich habe einen Anderen an Ihrer Stelle, ... ja, ich hatte sogar zuerst an diesen Anderen gedacht. Aber nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefühlt, daß gerade Sie alle Chancen des Gelingens in sich vereinigen, während der Andere .... Doch, was für mich die Hauptsache, ist, daß das Geschäft zum Abschluß komme und ich meine anderthalb Procente Provision von der Mitgift beziehe. Wenn Sie also

meinen Antrag ausschlagen, . . . komme ich auf meinen ersten Plan zurück. . ."

„Sie sind wenigstens vorsichtig, mein lieber Herr, . . . und ich werde also nicht den Kummer haben, Sie durch meine Weigerung . . . (denn ich beharre bei dieser Weigerung) um den rechtmäßigen Gewinn zu bringen, den Sie durch so ehrenvolle Mittel zu erzielen suchen. . . . Befürchten Sie aber nicht, ich möchte so unbescheiden seyn, Ihre seltene Industrie ein wenig auszubreiten?"

„Ich wäre entzückt darüber, Herr Herzog: diese Veröffentlichung würde mir sehr dienlich seyn und mir Clienten herbeiziehen. . . Auf Wiedersehen also, Herr Herzog, ich werde nichtsdestoweniger bei jeder anderen Gelegenheit zu Ihren Diensten stehen. . ."

Und nachdem Ravil dem Herzog eine tiefe Verbeugung gemacht, ging er eben so ruhig weg, als er gekommen war, und begab sich in die Straße de la Madeleine, in welcher sein Freund Mornand wohnte.

„Dieses Herzoglein," sagte der Cyniker bei sich selbst, „hat ohne Zweifel geahnt, daß es sich um Fräulein von Beaumesnil handelte (was mir übrigens höchst gleichgültig ist), und hofft nun, mich um meinen Antheil an der Mitgift zu prellen. . . . Das ist schmutzig! . . . Aber noch ist nichts verloren, . . .

man überfällt mich nicht so unversehens, mich! ... Dennoch ist es schade: dieser Junge ist Herzog, ... er ist hübsch, ... ziemlich geistreich, ich hatte also Aussichten; .. nun muß ich wieder auf diesen albernen Mornand zurückkommen. Ich habe gut daran gethan, diesem alten Cretin von La Rochaiguë nichts von meinen Absichten auf den Herzog von Senneterre zu sagen, es wäre immer noch Zeit gewesen, wenn dieser hübsche Vogel ins Netz gegangen wäre, Alles, was ich zu Gunsten Mornands seit sechs Wochen aufgebaut hatte, zu zerstören und der alten nichtswürdigen Frau Lainé, der Gouvernante, die Losung „Senneterre" statt „Mornand" zu geben; denn die Gouvernante wird nichts thun, als was ich will, ... sie ist auf meiner Seite ... und kann mir von unendlichem Nutzen seyn, ... da ihr eigenes Interesse mir für ihre Ergebenheit bürgt. Glücklicherweise habe ich überdies die empfindliche Stelle des einfältigen La Rochaiguë gefunden, und — den Vorfall mit dem großsprecherischen Senneterre ausgenommen — brauche ich nur Alles aufrichtig („aufrichtig" ... wie das komisch klingt) diesem dicken Mornand zu erzählen, der mich gewiß, wiehernd vor Ungeduld, erwarten wird, um das Resultat meiner Unterredung mit dem Baron von La Rochaiguë zu erfahren."

Unter diesen Betrachtungen war Herr von Ravil

bis zu jener Stelle der Straße des Champs = Elysées gelangt, wo er zum ersten Male Herminen begegnet war, als das junge Mädchen sich zur Gräfin von Beaumesnil begab.

„Hier ist es," sagte Ravil bei sich, „hier ist es, wo ich an dem Tage des Duells zwischen Mornand und dem Buckligen jenes hübsche Mädchen, ... jenen Zieraffen, sah. Sie brachte die Nacht im Hôtel Beaumesnil zu, und am anderen Tage erfuhr ich von den Leuten des Hôtels, daß sie Musiklehrerin sey, sich Hermine nenne und in der Straße Monceau, nach der Seite von Batignolles zu, wohne. Vergeblich strich ich dort herum, ... ich konnte sie nicht wieder finden. Ich weiß beim Teufel nicht, warum mir diese Kleine so am Herzen liegt. ... Ach! wenn ich meine Gebühren von der Mitgift der kleinen Beaumesnil schon hätte, würde ich meiner Lust an dieser Musiklehrerin Genüge leisten; denn mit ihrer Miene wie eine Herzogin, ihrem Regenschirm und ihrem schlechten schwarzen Kleide ... würde sie, das bin ich überzeugt, dem Anerbieten einer guten, kleinen, wenn auch nicht sehr rechtmäßigen Versorgung nicht widerstehen. Mit ihren Lectionen muß sie ja fast Hungers sterben. Nun, nun, wir wollen dem dicken Mornand ein wenig warm machen; ... er ist dumm, aber beharrlich und ... und voll Ehrgeiz.

.... Der einfältige La Rochaiguë ist sehr gut gestimmt, also Hoffnung!“

Und Ravil trat in das Haus seines intimen Freundes.

---

## Achtzehntes Kapitel.

„Nun!“ sagte Herr von Mornand, als er Ravil in sein bescheidenes Arbeitszimmer treten sah, das mit Aktenpäcken und gedruckten, den Mitgliedern der Pairskammer mitgetheilten Berichten angefüllt war, „nun, hast Du Herrn von La Rochaiguë gesprochen?“

„Ich habe ihn gesprochen, .... Alles geht auf das Beste.“

„Sieh', von Ravil, nie werde ich Deine Handlungsweise in dieser Sache vergessen. ... Ich sehe es ist für Dich nicht bloß eine Geldangelegenheit, sondern eine Angelegenheit wahrer und aufrichtiger Freundschaft, und ich weiß Dir um so mehr Dank dafür, als bei Dir .... die Stelle des Herzens eben nicht sehr groß ist.“ ....

„Sie ist groß genug für Dich, das genügt mir. Ich bin sparsam in diesem Punkte.“

„Und die Gouvernante? Hast Du sie gesprochen?“

„Noch nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil wir erst über viele Punkte, die ich Dir sogleich mittheilen werde, in's Reine kommen müssen. Uebrigens ist keine Zeit verloren: Frau Lainé, die Gouvernante, wird handeln, wie und wann ich will. ... Sie ist ganz auf meiner Seite."

„Was hat Dir Herr von la Rochaiguë gesagt? War er zufrieden mit den Erkundigungen, die er eingezogen? Waren meine Collegen und politischen Freunde mir förderlich? Glaubst Du, daß" ....

„Ach, wenn Du mich nicht zu Worte kommen lässest ...."

„Siehe, seitdem der erste Gedanke an diese Heirath mir in den Sinn gekommen, (und ich habe einen guten Grund, das Datum dieses Tages nicht zu vergessen," fügte Herr von Mornand mit einem bitteren Lächeln bei, „das lächerliche Duell mit diesem verdammten Buckligen wird mich immer daran erinnern,) seit diesem Tage, sage ich Dir, ist diese Heirath mir zur fixen Idee geworden. Denke doch, welch' ein Hebel ein solches Vermögen in meiner Stellung wäre. ... Die Macht, die größten Gesandtschaften, ... es ist ungeheuer, sage ich Dir, es ist ungeheuer!"

„Bist Du zu Ende?"

„Ja, ja, ... ich höre; .. sprich!"

„Das ist ein Glück. Nun, alle Erkundigungen, die Herr von La Rochaiguë über Dich einzog, be-

stätigen, was ich im voraus sagte; er hat die innerste Ueberzeugung, daß Du früher oder später die Ministerwürde oder eine größere Gesandtenstelle erhalten wirst, daß aber dieser Zeitpunkt beschleunigt würde, wenn Du im Besitze eines so beträchtlichen Vermögens wärest, als Deine Verbindung mit Fräulein von Beaumesnil Dir sichern würde; denn man zieht, wenn ein Zufall sie finden läßt, Minister und Gesandte, die einen mächtigen Reichthum besitzen, vor, indem man sich einbildet, dadurch eine Bürgschaft gegen Niederträchtigkeiten aller Art zu erlangen. Der einfältige La Rochaiguë ist also überzeugt, daß, wenn er Deine Verheirathung mit seiner Mündel bewerkstelligt, Du ihn zum Pair von Frankreich ernennen lassen werdest, sobald Du zu der Macht gelangst. Wäre es möglich, daß die Gehängten wieder zum Leben erwachten, dieser Wahnsinnige ließe sich hängen, um einen Sitz'im Luxembourg einzunehmen; das ist seine Manie, seine Schwachheit, seine Krankheit, die ihn verzehrt, ... und Du kannst Dir wohl denken, daß ich ihn tüchtig bei dieser schwachen Seite gepackt habe."

„Ist meine Heirath im Reinen, ... so ist ihm die Pairswürde gesichert. Er ist seit langen Jahren Präsident eines General-Conseils, ... und so werde ich seine Ernennung mit Gewalt durchsetzen."

„Er zweifelt nicht daran, und nach seinen altväterischen Lebensansichten verläßt er sich hierin ganz auf Dein Wort und verspricht, bei seiner Mündel unmittelbar in Deinem Interesse zu wirken.“

„Bravo! ... Und was sagt er von Fräulein von Beaumesnil? Darf er hoffen? ... So jung, so allein stehend, ... kann sie keinen eigenen Willen haben; ... man wird mit ihr machen können, was man will?“

„Er kennt sie erst seit gestern; aber aus einigen ziemlich geschickt hingeworfenen Worten glaubt er errathen zu haben, daß diese kleine Person große Anlage zum Ehrgeize und zur übertriebensten Eitelkeit habe, und daß der Gedanke, einen künftigen Minister oder Gesandten zu heirathen, ihr unfehlbar den Kopf verrücken werde, da sie dann am Hofe den Vortritt vor einer Menge Frauen haben würde, die in einer untergeordneten Stellung leben.“

„Das ist eine Fügung des Himmels!“ rief Herr von Mornand, außer sich vor Freude, „... und wann werde ich sie sehen?“

„Was das betrifft, habe ich eine Idee; ... ich wollte sie jedoch Herrn von La Rochaiguë nicht mittheilen, ohne vorher mit Dir gesprochen zu haben.“

„Nun, laß hören!“ sagte Herr von Mornand, indem er sich vergnügt die Hände rieb.

„Erstlich ist es eine ausgemachte Sache, daß Du nicht schön bist, ... daß Du dick bist, ... daß Du einen großen Bauch ... und ein schrecklich gemeines Gesicht hast; glaube meiner Aufrichtigkeit, ich spreche als Freund mit Dir."

„Nun gut!" antwortete Mornand, indem er den Unmuth über die zu freundschaftliche Offenheit Ravils verbarg, „unter Freunden muß man sich Alles sagen dürfen und Alles zu hören wissen."

„Der Grundsatz ist gut. ... Ich füge also hinzu, daß Du weder verführerisch, noch geistreich, noch liebenswürdig bist; aber glücklicherweise besitzest Du etwas, was mehr werth ist, Du hast, ... wenigstens scheinbar, einen großen politischen Takt, Du hast alle Mittel, die Ueberzeugung zu bestechen, gründlich studiert, Du bist zum Bestechen geboren, wie man zum Singen geboren wird, und überdies ist Deine Beredtsamkeit unaufhaltsam und im Stande, das Feuer der glühendsten Redner .... der Opposition zu dämpfen und zu ersticken; Du bist berufen, die Feuerspritze des Cabinets zu werden, das Dich in seinen Schooß aufnehmen wird. Im Salon schwerfällig, verlegen und unbehülflich, wie alle dicken Leute, bist Du auf der Tribune imposant, sprühend und siegreich; die Balustrade verbirgt Deinen Bauch; unter Deinem gestickten Kleide hat

Dein Brustbild etwas Majestätisches, Du kannst selbst für einen schönen Kopf gelten."

„Wozu ist das Alles gut?" antwortete Herr von Mornand ungeduldig; Du weißt wohl, daß wir ernsten Staatsmänner nicht das mindeste Gewicht darauf legen, Windbeutel oder schön zu seyn."

„Was Du da sagst, ist dumm, .... wie Alles, und Du hättest mich nicht damit unterbrechen sollen. Doch ich fahre fort: Von einem ersten Eindrucke hängt sehr viel ab; Du mußt deshalb den Augen des Fräulein von Beaumesnil gleich von Deiner glänzendsten Seite erscheinen, ... um sie zu bezaubern. Verstehst Du mich?"

„Vollkommen; aber wie ist das anzufangen?"

„Du sollst in drei Tagen in der Kammer sprechen?"

„Ja, über den Stockfischfang. ... Ich habe diese Rede vollkommen einstudiert."

„Gut! Du mußt triumphirend, ... poetisch, ... rührend, ... feierlich ... seyn bei Deinem Stockfischfange, und das ist leicht, wenn Du Dich immer an den Gegenstand hältst. Du kannst von den Fischern sprechen, von ihrer interessanten kleinen Familie, von dem Sturme an der Meeresküste, von dem Mondscheine auf den Dünen, von dem europäischen Handel, von der Marine und anderen abgedroschenen Dingen."

„Aber ich habe die Frage nur von dem ökonomischen Gesichtspunkte aus betrachtet. ..."

„Es handelt sich nicht um Oekonomie," rief Ravil, seinen Freund unterbrechend, „im Gegentheile; Du mußt die Schätze Deiner Beredtsamkeit verschwenden, um die kleine Beaumesnil .... durch Deinen Stockfischfang . . zu blenden."

„Ach was, bist Du toll?"

„Höre mich doch an, Du unschuldiger Dicker. Der ehrliche La Rochaiguë hat die Losung, ebenso die Gouvernante, so daß das kleine Mädchen morgen und übermorgen in allen Tonarten beständig hören wird: Am Donnerstag soll der berühmte, der beredte Herr von Mornand, künftiger Minister, in der Pairskammer sprechen; ganz Paris wird da seyn, man reißt sich um die Eintrittskarten; ... denn wenn Herr von Mornand spricht, ... so ist das ein Ereigniß."

„Ich verstehe; .... Ravil, Du bist ein Genie in der Freundschaft!" rief Herr von Mornand.

„La Rochaiguë findet natürlich ein Mittel, Fräulein von Beaumesnil zu dem Wunsche zu veranlassen, dieser Sitzung aus Neugierde beizuwohnen; ... ich bin ihnen zuvorgekommen: es ist ausgemacht, daß La Rochaiguë die Infantin an dem Thore ... bis zu dem Augenblicke zu beschäftigen suchen wird,

in welchem Du die Tribune bestiegen ... und den Hahn Deiner Beredtsamkeit geöffnet haben wirst. Dann gehe ich hinaus, um eilig den Vormund zu benachrichtigen, der dann mit seiner Mündel im schönsten Augenblicke Deines Triumphes eintritt."

„Das ist meisterhaft ausgedacht!"

„Und kannst Du einige Deiner Collegen, mit dem Beding der Wiedervergeltung, dahin bringen, daß sie Deinen Vortrag mit lautem Händeklatschen und einigen Beifallsrufen, wie zum Beispiel: „Sehr gut! ... Das ist augenscheinlich! ... Bravo! ... Bewunderungswürdig!" begrüßen, so ist der Sieg gewonnen."

„Noch einmal: der Plan ist meisterhaft; nur ein Hinderniß tritt mir in den Weg," sagte Mornand.

„Welches?"

„Sobald ich gesprochen habe, macht dieser unsinnige Montdidier es sich zur Aufgabe, mich zu widerlegen. .. Er ist weder Politiker, noch praktischer Staatsmann, aber beißend wie ein Dämon; er hat die Kühnheit, ganz laut zu sagen, was andere Leute kaum leise zu denken wagen, und wenn er vor Fräulein von Beaumesnil ... "

„Unbehülflicher Mensch, beruhige Dich doch! Sobald Du Deinen Hahn wieder geschlossen hast, und während Du die zahllosen Beglückwünschungen

Deiner Collegen empfängst, rufen wir aus: „Das „ist bewunderungswürdig, .. erstaunlich, „... betäubend! Er ist ein Mirabeau, ein „Fox, ein Sheridan, ein Canning!“ Dabei muß es dann bleiben, die Infantin darf nichts anderes hören, .. und wir gehen schnell mit ihr hinaus; dann kann dieser tolle Montdidier von der Tribune aus Dich preis geben, Dich lächerlich machen, wie es ihm gefällt. Uebrigens habe ich noch einen Hinterhalt: Gesetzt, Du würdest Dich aus dem politischen Leben zurückziehen und dem ehrlichen La Rochaiguë kategorisch erklären, Du könntest ihm nicht zur Pairie von Frankreich verhelfen, so würde der Baron, Dank der lichtvollen Idee, die mir gekommen, doch mit allen Kräften Deine Heirath betreiben, und Du würdest sogar Frau von La Rochaiguë und ihre Schwägerin für Dich haben, während jetzt das Vortheilhafteste, was wir für uns hoffen können, das ist, daß diese Letztern neutral bleiben.“

„Aber warum wenden wir dieses Mittel nicht lieber gleich an?“

„Ich habe wohl einige Andeutungen, ... einige Worte fallen lassen, ... nur so im Allgemeinen ...“

„Warum das?“

„Beim Teufel, weil ich nicht wußte, ob ... die-

ses Mittel Dir angenehm wäre. ... Du könntest Bedenklichkeiten haben, ... und dennoch sah man die redlichsten, die angesehensten ... Leute, ja selbst ... Könige ..."

„Könige? Ich will sterben wenn ich Dich verstehe, Ravil; ... erkläre Dich!"

„Ich wage es nicht; ... manche Menschen sind oft in gar sonderbaren Dingen eigenliebig! ..."

„Eigenliebig?"

„Und doch ist Niemand verantwortlich für das; ... was vermag man gegen die Natur?"

„Gegen die Natur? Aber wahrhaftig, Ravil, Du wirst närrisch! Was bedeutet das Alles?"

„Und Du hast wirklich Glück, der Anschein ist ganz für Dich: ... Du bist fett, ... hast eine helle Stimme ... und fast keinen Bart."

„Nun, ... weiter?"

„Du verstehst nicht?"

„Nein."

„Und er hält sich für einen Staatsmann!"

„Beim Teufel, welches Lied singst Du mir da von meiner hellen Stimme, meinem unbedeutenden Barte und von der Politik?"

„Mornand, Du lässest mich an deinem Scharfsinn zweifeln; erinnere Dich, was Du mir vorge-

stern, bei Gelegenheit des Heirathsprojektes der jungen Königin von Spanien, sagtest?"

„Vorgestern?"

„Als Du mir ein, höchsten Ortes abgelauschtes Staatgeheimniß anvertrautest?"

„Still!"

„Sey doch ruhig: ich bin verschwiegen wie das Grab. Erinnere Dich an das, was Du mir sagtest!"

„Ich sagte Dir, wenn man eines Tages einen französischen Prinzen mit der Schwester der Königin von Spanien verheirathen könnte, so wäre es ein Meisterstück der Diplomatie, besagter Königin einen Prinzen zum Gatten zu geben, .... der durch seine Antecedenzien .... genügende Garantieen böte ..."

„Es scheint, in der Familien-Diplomatie nennt man das Antecedenzien ... und Garantieen... Nun fahre fort!"

„Einen Prinzen, sage ich, der Garantieen böte, daß die Königin keine Kinder bekommen könnte; der Thron würde dann später den Kindern ihrer Schwester gehören, ... das heißt: französischen Prinzen. Eine vortreffliche Berechnung!" fügte der zukünftige Minister bewundernd hinzu. „Das hieße die monarchiche Politik des großen Königs forsetzen! Eine europäische Frage! ... Eine dynastische Frage!"

„Eine Beinkleiderfrage!„ antwortete Ravil achselzuckend. „Doch das macht nichts! ... Die Lehre ist gut; ... ziehe also Nutzen daraus!"

„Welche Lehre?"

„Antworte mir: welches sind die einzigen Verwandten des Fräulein von Beaumesnil?"

„Herr von la Rochaiguë seine Schwester und im zweiten Grade die Tochter des Herrn von la Rochaiguë, die in der Provinz verheirathet ist."

„Gut! Wenn also Fräulein von Beaumesnil kinderlos stürbe?"

„Nun, so würde die Familie la Rochaiguë sie beerben, ... das ist klar wie der Tag. Aber wo Teufel soll das hinaus?"

„Warte! .. Setze nun den Fall, die Familie la Rochaiguë könne für Fräulein von Beaumesnil einen Gatten finden, der jene ... Antecedenzien, jene Garatieen böte, von denen Du soeben in Beziehung auf die wünschenswertheste Wahl eines Gatten für die Königin von Spanien sprichst! Würden die la Rochaiguë's nicht ein ungeheueres Interesse dabei haben, eine Verbindung schließen zu sehen, die, ... da sie voraussichtlich ohne Nachkommenschaft bliebe, ihnen eines Tages das Vermögen ihrer Verwandten sicherte?"

„Ravil, ... ich verstehe Dich!" sagte Herr von

Mornand mit nachdenkender Miene und betroffen über diese großartige Auffassung.

„Laß hören: soll ich Dich in den Augen der la Rochaiguës als einen Mann hinstellen, der (mit Ausnahme des königlichen Blutes) vollkommen würdig wäre, der Gatte einer Königin von Spanien zu seyn, deren Schwager ein französischer Prinz ist? Ueberlege! ... Dadurch würdest Du die Schwester und die Frau des Barones für Dich gewinnen.“

Nach langem Stillschweigen sagte der Graf von Mornand mit diplomatischer und majestätischer Miene zu seinem Freunde:

„Ravil, ... ich gebe Dir unbeschränkte Vollmacht.“

---

## Neunzehntes Kapitel.

Am Ende dieses Tages, während dessen Ernestine von Beaumesnil, ohne ihr Wissen, der Gegenstand so vieler lüsterner Wünsche, so vieler, mehr oder minder geschickter und treuloser Anschläge gewesen war, erwartete das junge Mädchen, allein in einem Salon ihrer Wohnung, die Stunde des Dîners.

Die reichste Erbin in Frankreich war weit entfernt, schön oder hübsch zu seyn: ihre zu hohe und zu vorspringende Stirn, ihre hervorstehenden Backenknochen, ihr etwas zu langes Kinn machten ihre Züge sehr unregelmäßig; aber wenn man nicht bei diesem ersten Eindrucke stehen blieb, fühlte man sich nach und nach durch den Zauber der Physiognomie des jungen Mädchens angezogen; ihre, wenn auch zu markirte, aber alabasterweiße Stirn war von prachtvollen, hellbraunen Haaren umgeben und überwölbte ein paar blaue Augen, aus denen unendliche Gutmüthigkeit sprach, während ihr frischer,

rother Mund, mit einem schwermüthigen und treuherzigen Lächeln, das die schönsten weißen Zähne sehen ließ, für die Unvollkommenheit dieses Gesichtes um Gnade zu bitten schien. Ernestine von Beaumesnil war erst sechzehn Jahre alt, aber außerordentlich schnell gewachsen; obwohl ihr hoher Wuchs vollkommen schlank, gerade und regelmäßig war, hielt sich das junge, erst seit Kurzem von einer langwierigen, durch das Wachsen erzeugten Krankheit genesende Mädchen, doch noch manchmal leicht gebückt, eine Haltung, die übrigens die anmuthige Biegsamkeit ihres feingebauten Nackens nur noch mehr hervorhob.

Mit einem Worte, wollte man eine veraltete Vergleichung anwenden, so ließe sich keine bessere für den ganzen Ausdruck der sanften und schwermüthigen Gestalt Ernestinens von Beaumesnil finden, als jene mit einer auf ihrem Stengel sich neigenden Blüthe.

Arme Waise, gebeugt durch den Schmerz über den Tod einer geliebten Mutter!

Armes Kind, dem erdrückenden Gewichte eines ungeheueren Reichthums erliegend!

Sonderbarer Widerspruch! ... Die Physiognomie, der Blick, die Haltung dieser Erbin eines fast königlichen Vermögens schienen ein Gefühl rührender

Theilnahme, ... wir möchten fast sagen, zärtlichen Mitleids zu erflehen und einzuflößen.

Ernestine trug ein sehr einfaches schwarzes Kleid, das den Glanz ihres bleichen, nur leicht geröthe- ten Gesichtes noch vermehrte; die Hände über den Knieen gefaltet, das Haupt auf die Brust gesenkt, schien die Waise traurig und in Träume vertieft.

Es hatte eben halb fünf Uhr geschlagen, als die Gouvernante des jungen Mädchens leise eintrat und sagte:

„Fräulein, können Sie wohl Fräulein von la Rochaiguë empfangen?"

„Gewiß, meine gute Lainé," erwiderte das junge Mädchen zusammenbebend und aus ihren Träumen auffahrend; „warum tritt Fräulein von la Rochai- guë nicht ein?"

Die Gouvernante ging hinaus und führte gleich darauf Fräulein Helene von la Rochaiguë ein.

Diese fromme Person redete Ernestine erst nach zwei tiefen und ceremoniösen Verbeugungen an, wel- che das arme Kind zu erwidern sich beeilte, obgleich sie überrascht und in Verlegenheit war, sich von einer Frau von dem Alter Fräulein Helenens mit solcher Unterwürfigkeit begrüßt zu sehen.

„Ich danke Fräulein von Beaumesnil für die Güte, mir einige Augenblicke zu schenken," sagte He-

lene mit förmlichem und ehrerbietigem Tone, während sie eine dritte und letzte Verbeugung machte, die Ernestine ebenfalls erwiderte. Dann sagte die Letztere mit schüchterner und verlegener Stimme:

„Ich meinerseits, habe Sie gleichfalls um eine Gunst zu ersuchen, Fräulein Helene. ...."

„Mich? ... Welches Glück!" sagte lebhaft die Beschützerin des Herrn von Macreuse.

„Fräulein, ich bitte Sie, ... die Güte zu haben und mich Ernestine zu nennen, ... statt Fräulein von Beaumesnil zu sagen. ... Sie wissen nicht, wie mich das drückt!"

„Ich fürchtete, Ihnen durch eine größere Vertraulichkeit zu mißfallen, Fräulein."

„Sagen Sie zu mir: Ernestine, und nicht Fräulein; ich bitte Sie nochmals darum. Sind wir denn nicht Verwandte? Und später, ... wenn ich Ihre Liebe verdient habe," fügte das junge Mädchen anmuthig und treuherzig hinzu, „sagen Sie: meine theure Ernestine; nicht wahr?"

„Ach, meine Liebe hatten Sie errungen, sobald ich Sie sah, meine theure Ernestine," antwortete Helene mit Salbung; ... „ich errieth, daß sämmtliche christliche Tugenden, die für eine Person ihres Alters so wünschenswerth sind, in Ihrem Herzen blühen. Ich sage Ihnen nichts von Ihrer Schönheit,

... so lieblich, so ideal sie auch ist, denn Sie gleichen einer Madonna von Rafaël. Aber," fügte die Frömmlerin mit gesenkten Augen hinzu, „die Schönheit ist eine zerbrechliche Gabe .... und vergänglich in den Augen des Herrn, ... während die Eigenschaften, welche Sie zieren, Ihr ewiges Heil sichern werden.'

Bei dieser Flut fast mystischer Lobsprüche empfand die Waise eine tödtliche Verlegenheit und wußte kaum, was sie antworten sollte.

„Ich verdiene nicht," stammelte sie, ... „dergleichen Lobsprüche, Fräulein, ... und ... ich weiß nicht ..."

Dann fuhr sie, ganz glücklich, ein Mittel zu finden, um diesen Schmeicheleien zu entkommen, die — trotz ihrer Unerfahrenheit — einen sonderbaren Eindruck auf sie hervorbrachten, fort:

„Sie haben mich um etwas zu bitten, Fräulein?"

„Gewiß, sagte Helene, „ich kam, um mir Ihre Befehle zu erbitten in Betreff der morgenden Messe."

„Welcher Messe, Fräulein?"

„Nun, der Messe, die wir jeden Tag besuchen."

Und da Ernestine eine Bewegung des Erstaunens machte, fügte Helene fromm hinzu:

„Die wir jeden Tag besuchen, um eine Stunde

lang für die Ruhe der Seelen Ihres Vaters und Ihrer Mutter zu beten. . ."

Das junge Mädchen hatte bis jetzt keine bestimmte Stunde gehabt, um für ihren Vater und ihre Mutter zu beten.

Die Waise betete fast den ganzen Tag, das heißt: sie dachte beinahe jeden Augenblick mit frommer Ehrfurcht und unaussprechlicher Rührung an die zwei theuern Wesen, die sie beweinte.

Da sie jedoch nicht wagte, die Einladung Fräulein Helenens auszuschlagen, antwortete sie traurig:

„Ich danke Ihnen, Fräulein, daß Sie auf diesen Gedanken kamen, ich werde Sie begleiten."

„Die Messe um neun Uhr ist die passendste," sagte die Frömmlerin, „weil sie am Altare der heiligen Jungfrau gelesen wird, der Sie eine besondere Andacht widmen. So sagten Sie mir gestern, nicht wahr, Ernestine?"

„Ja, Fräulein; . . . in Italien wohnte ich . . . alle Sonntage . . . der Messe in der Kapelle der Madonna bei. . . . . Sie war auch Mutter, . . . . und ich weiß nicht, warum ich es vorzog, meine Gebete für meine Mutter besonders an sie zu richten. . . ."

„Sie werden gewiß um so wirksamer seyn, meine theure Ernestine, und da Sie sie unter Anrufung der Mutter des Erlösers begonnen haben, müssen Sie

auch so fortfahren. .... Wir werden also alle Tage, gegen neun Uhr Morgens, unsere Andacht in der Kapelle der allerseligsten Jungfrau verrichten."

„Ich werde bereit seyn, Fräulein."

„Dann, Ernestine, geben Sie mir Vollmacht, Befehl zu ertheilen, daß Ihr Wagen und Ihre Leute um diese Stunde in Bereitschaft seyen."

„Mein Wagen? Meine Leute?"

„Gewiß," sagte die Frömmlerin mit Nachdruck, „Ihr schwarz ausgeschlagener Wagen; einer ihrer Bedienten wird uns in die Kirche begleiten und uns eine Sammettasche nachtragen, in welcher sich unsere Meßbücher befinden. Sie wissen wohl, daß dies bei allen vornehmen Personen Sitte ist."

„Vergebung, Fräulein, aber wozu soviel Pomp? Ich gehe ja nur in die Kirche um zu beten. Können wir denn nicht zu Fuße gehen? .... In dieser Jahreszeit ... ist das Wetter so schön. .."

„Welche bewunderungswürdige Bescheidenheit im Reichthum!" rief die Andächtige, „welche Einfachheit bei solcher Größe! Ach, Ernestine! Sie sind von dem Herrn gesegnet, ... nicht eine Tugend fehlt Ihnen, Sie besitzen die seltenste von allen, ... die heilige, ... die göttliche Demuth, ... und doch sind Sie die reichste Erbin in Frankreich!"

Ernestine sah Fräulein Helene mit neuem Erstaunen an.

Das einfache Kind glaubte nicht, so vortreffliche Gefühle an den Tag gelegt zu haben, indem sie den Wunsch aussprach, an einem schönen Sommermorgen zu Fuße in die Messe zu gehen; ihr Erstaunen verdoppelte sich, als sie die Andächtige mit überspanntem, ja fast prophetischem Tone fortfahren hörte:

„Die Gnade von oben hat Sie berührt, meine theure Ernestine! ... Ach! ... ja, Alles sagt mir: der Herr hat Sie bisher gesegnet, indem er Ihnen die tiefsten religiösen Gefühle einflößte, indem er Ihnen Geschmack an einem exemplarischen, den Uebungen der Frömmigkeit geweihten Leben gab, was die anständigen Zerstreuungen, die man in der Welt finden kann, keineswegs ausschließt. Ja, Gott schützt Sie, theure Ernestine, und bald vielleicht wird er Ihnen einen noch sichtlicheren Beweis seines allmächtigen Schutzes geben."

Die Beredtsamkeit der, gewöhnlich so schweigsamen und zurückhaltenden Betschwester wurde durch die Ankunft der Frau von la Rochaiguë unterbrochen welche, weniger discret als ihre Schwägerin, unangemeldet eintrat.

Die Baronin, ziemlich überrascht, Ernestinen mit Helene allein zu finden, warf zuerst einen Blick des

Mißtrauens auf die Letztere; aber das Gesicht der Betschwester nahm augenblicklich einen so scheinheiligen, einfältigen Ausdruck an, daß der Verdacht der Baronin sogleich wieder verschwand.

Die Waise erhob sich und ging Frau von la Rochaiguë einige Schritte entgegen, welche geschäftig lächelnd, zuvorkommend und zierlich ihre beiden Hände ergriff und mit dem zärtlichsten Tone von der Welt zu ihr sagte:

„Meine theure Schöne, ich komme, um mit Ihrer Erlaubniß Ihnen bis zum Diner Gesellschaft zu leisten; denn ich bin eifersüchtig auf das Glück meiner Schwägerin."

„Wie liebenswürdig Sie gegen mich sind, gnädige Frau!" antwortete Ernestine, dankbar für das freundliche Entgegenkommen der Baronin.

Helene ging auf die Thüre zu, indem sie, um der Neugierde der Frau von la Rochaiguë zuvorzukommen, zu dem jungen Mädchen sagte:

„Es bleibt also bei unserer Verabredung für morgen früh neun Uhr, nicht wahr? ..."

Und nach einem freundlichen Kopfnicken auf Frau von la Rochaiguë, ging Helene hinweg, von Ernestine bis zur Thüre begleitet.

Als die Letztere zu Frau von la Rochaiguë zurückkehrte, ging diese in dem Maße, als Ernestine

sich ihr näherte, einige Schritte zurück, indem sie mit dem Tone zärtlichen Vorwurfs sagte:

„Ach, meine kleine Schöne, Sie sind also unverbesserlich. ...“

„Wie so gnädige Frau!“

„Ich bin wie ich Ihnen schon sagte, von sehr großer Freimüthigkeit, ... ach ja, ... von grober, ... unbarmherziger Freimüthigkeit; das ist einer meiner Fehler; ... deshalb werde ich Sie noch ein Mal, ... ja beständig ... tadeln, daß Sie sich nicht gerade halten! ....“

„Es ist wahr, gnädige Frau, ... es geschieht unwillkührlich, daß ich mich manchmal gebückt halte.“

„Und das darf ich nicht dulden, ... meine theure Schöne. ... Ja, ich werde mitleidslos seyn,“ versetzte die Baronin heiter. „Ich frage Sie ein wenig, wozu haben Sie diesen herrlichen Wuchs, wenn Sie ihn nicht benützen, ... wozu diese reizenden, ... so feinen ... so ausgezeichneten Gesichtszüge, wenn Sie den Kopf immer gesenkt halten? ... Und doch ist es so lieblich anzusehen!“ ....

„Gnädige Frau,“ sagte die Waise, nicht minder in Verlegenheit über die weltlichen Lobsprüche der Baronin, als über die mystischen der Betschwester.

„Ach! .... das ist nicht Alles,“ fuhr Frau von la Rochaiguë mit munterem und liebevollem

Tone fort, „ich muß auch mit jener vortrefflichen Frau Lainé recht sehr schelten: Sie haben wundervolle Haare, die Ihnen tausendmal hübscher stehen würden, wenn Sie sie à l'anglaise trügen. Sie tragen den Kopf so anmuthig und edel (wohl verstanden, wenn Sie sich aufrecht halten), daß die langen Locken Sie vortrefflich bilden würden." ...

„Ich war immer so frisirt, wie jetzt, gnädige Frau, und ich dachte nicht daran, eine Aenderung vorzunehmen, da mir das — offenherzig gestanden — ganz gleichgültig ist."

„Und gerade darüber muß ich Ihnen einen Vorwurf machen, meine theure Schöne, (Sie sehen, daß ich nicht zu Ende komme): Sie müssen coquett seyn, ja, ... sehr coquett, oder vielmehr, ... ich werde es für Sie seyn. Ich bin stolz auf meine reizende Mündel und ich will, daß sie die Hübschesten ihres Geschlechts verdunkle."

„Einen solchen Anspruch kann ich nicht machen, gnädige Frau," antwortete Ernestine mit sanftem Lächeln.

„Ich wünschte, Sie würden sich erlauben, Ansprüche zu machen, Fräulein," entgegnete Frau von la Rochaiguë lachend, oder, ... besser gesagt, ... ich werde diese Ansprüche für Sie machen. Mit einem Worte: ich will, daß Sie für das hübscheste und eleganteste

junge Mädchen, .. ja sogar, daß Sie eines Tages für die eleganteste Frau gelten; ... denn unter uns gesagt, (ich kenne Sie zwar erst seit gestern) aus gewissen Kleinigkeiten, die ich an Ihnen bemerkte, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, die ich bereits gegen Sie aussprach, daß Sie dazu geboren sind, eines Tages eine Frau nach der Mode zu werden. ..."

„Ich, gnädige Frau? sagte die Waise treuherzig.

„Ich bin dessen gewiß. ... Und nicht Jede, die es will, kann eine Frau nach der Mode seyn. Es genügt dazu nicht, schön, reich, von hoher Geburt und Marquise oder Herzogin zu seyn; ... — obwohl dieser letzte Titel eine Frau sehr hoch stellt — nein, nein, zu allen diesen Vorzügen muß sich ein gewisses Etwas gesellen, für das ich keinen Ausdruck finde, ein gewisses Etwas, das die Aufmerksamkeit fesselt, die Huldigungen herbeizieht, ... und dieses Etwas, Sie besitzen es; nichts ist leichter in Ihnen zu errathen."

„Mein Gott, gnädige Frau, Sie setzen mich in das größte Erstaunen," antwortete das arme Kind ganz betäubt.

„Ich setze Sie in Erstaunen; ... das ist ganz einfach: Sie kennen sich selbst noch nicht, meine theure Schöne! Aber ich, die ich Sie studiere, Sie

mit dem eifersüchtigen und stolzen Blicke einer Mutter beurtheile, ... ich sehe Alles voraus, was Sie seyn werden, und ich wünsche mir Glück darüber. Ach, es ist ein herrliches Loos, eine Frau nach der Mode zu seyn! Königin aller Feste, aller Vergnügungen, ist ihr Leben ein beständiger Zauber! ... Doch, um Ihnen einen Begriff von der Welt zu geben, über die Sie eines Tages zu herrschen bestimmt sind, müssen Sie mich übermorgen auf einer Spazierfahrt durch die elysäischen Felder begleiten. ... Im Boulogner Wäldchen wird ein Wettrennen stattfinden.... und Sie werden die ganze elegante Welt von Paris dort zusammenströmen sehen. Das ist eine Zerstreuung, die mit ihrer Trauer sich vollkommen verträgt."

„Gnädige Frau, ... entschuldigen Sie; aber diese großen Versammlungen .... sind mir unheimlich, ... und ... ich ...."

Ach, meine theure Schöne," unterbrach die Baronin ihre Mündel, „ich bin eigensinnig: Sie werden das für mich thun müssen. Uebrigens bin ich eifersüchtig darauf, von Ihnen gleicher Gunst gewürdigt zu werden, als meine vortreffliche Schwägerin. Welches Komplot haben Sie denn mit dieser guten Helene .... für morgen früh neun Uhr geschlossen?"

„Fräulein Helene will die Güte haben, mich in die Messe zu führen, gnädige Frau.“

„Sie hat recht meine theure Schöne; man muß seine religiösen Pflichten nicht zu sehr vernachlässigen. ... Aber um neun Uhr, .... das ist sehr früh: die vornehmen Damen gehen gewöhnlich nur in die Mittagsmesse. Man hat dann wenigstens Zeit, eine elegante Morgentoilette zu machen, und man trifft bekannte Gesichter in der Kirche.“

„Ich bin gewöhnt, früh aufzustehen, gnädige Frau, ... und da Fräulein Helene es vorzog, um neun Uhr zu gehen, dachte ich, diese Stunde müsse auch die meinige seyn.“

„Meine theure Schöne, ich habe Ihnen gesagt, daß ich mit Ihnen stets mit der größten Freimüthigkeit, ... ja mit der unumwundensten Aufrichtigkeit sprechen werde.“

„Und ich bin Ihnen dankbar dafür, gnädige Frau. ...“.

„Ohne Zweifel dürfen Sie nicht stolz darauf seyn, daß Sie die reichste Erbin in Frankreich sind; aber — ohne diese Stellung zu mißbrauchen, um Andere Ihren Willen und Ihre Launen zu hart fühlen zu lassen — dürfen Sie doch auch nicht den geringsten Wünschen anderer Leute zu sehr entgegen

kommen. Noch einmal: vergessen Sie nicht, daß Ihr ungeheueres Vermögen ..."

„Ach, gnädige Frau" sagte Ernestine, ohne zwei Thränen zurückhalten zu können, die über ihre Wangen herabrollten, „ich thue im Gegentheile mein Möglichstes, um nicht an dieses Vermögen zu denken; ... denn es erinnert mich stets daran, daß ich eine Waise bin. .."

„Meine theure Schöne," sagte Frau von la Rochaigue, indem sie Ernestine mit Herzlichkeit umarme, „wie sehr bedaure ich, Sie unwillkührlich betrübt zu haben. Ich beschwöre Sie, trocknen Sie diese schönen Augen, es thut mir zu wehe, Sie weinen zu sehen!"

Ernestine trocknete langsam ihre Thränen; die Baronin fuhr herzlich fort:

„Muth, mein Kind, seyen Sie vernünftig! Es ist ohne Zweifel ... ein entsetzliches Unglück, ... ein unersetzlicher Verlust, ... die Seinigen zu verlieren; aber gerade weil dieser Verlust unersetzlich ist, ... müssen Sie sich zu fassen suchen ... und sich sagen, ... daß Ihnen wenigstens Freunde, ergebene Verwandte bleiben, und daß, ... wenn die Vergangenheit traurig war, die Zukunft desto glänzender seyn wird."

In dem Augenblicke, in welchem Frau von la

Rochaigue die Waise trösten wollte, wurde beschei-
den an der Thüre geklopft.

„Wer ist da?" fragte die Baronin.

„Der Majordomus des Fräuleins von Beaumesnil," antwortete eine Stimme; „er bittet um die Erlaubniß, sich ihr zu Füßen legen zu dürfen."

Ernestine machte eine Bewegung der Ueberraschung, und die Baronin sagte lachend:

„Das ist ein Scherz des Herrn von la Rochaigue; er steht vor der Thüre. . . ."

Fräulein von Beaumesnil suchte gleichfalls zu lächeln, während die Baronin mit lauter Stimme rief?

„Treten Sie ein Herr Majordomus, . . . treten Sie ein. . ."

Auf diese Worte erschien der Baron, dessen lange Zähne durch das vergnügte selbstgefällige Lächeln, über seinen eben gemachten Scherz noch mehr, als gewöhnlich sichtbar waren. Er verbeugte sich artig gegen Ernestinen und küßte ihr die Hand, indem er sagte:

„Ist meine anbetungswürdige Mündel noch immer mit mir zufrieden? Fehlt nichts an ihrer Bedienung? Findet sie ihr Hauswesen ihren Wünschen angemessen? Hat sie keine Unbequemlichkeiten in ihrer Wohnung entdeckt? Ist sie mit ihren Leuten zufrieden?"

„Ich befinde mich vollkommen gut, mein Herr, ..„ ja sogar zu gut," antwortete Ernestine; „denn diese prächtige Wohnung für mich allein ... ist zu .....

„Nichts ist zu schön, reizende Mündel," sagte der Baron mit entschiedenem Tone, ... nichts ist zu kostbar für die reichste Erbin in Frankreich."

„Vor Allem aber, mein Herr, bin ich glücklich und gerührt über die liebevolle Aufnahme, die mir in Ihrer Familie zu Theil wird," versetzte Ernestine, ... „und ich versichere Sie, alles Uebrige ist ohne Bedeutung."

Plötzlich öffneten sich die beiden Flügelthüren des Salons, und der Haushofmeister meldete mit lauter Stimme:

„Gnädiges Fräulein, es ist aufgetragen!"

---

## Zwanzigstes Kapitel.

Der Baron bot Ernestinen den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen, wo sich bald darauf auch Helene einfand, die sich durch Absendung eines Briefes an den Abbé Ledoux, in Betreff der Zusammenkunft für den nächsten Tag, ein wenig verspätet hatte.

Während des Diners war Ernestine beständig der Gegenstand der Zuvorkommenheit und Unterwürfigkeit des Barons, seiner Frau, Helenens und der Bedienten, die, wie ihre Herrschaft, dem magischen Einflusse der allmähligen Worte unterlagen, welche die Stellung der Waise kurz und genügend bezeichneten: die reichste Erbin in Frankreich.

Gegen das Ende des Diners sagte der Baron, indem er die unbefangenste Miene annahm, zu Fräulein von Beaumesnil:

„Meine theure Mündel, ... Sie haben heute von den Beschwerden Ihrer Reise ausgeruht, Sie sollten, scheint es mir, morgen und die nächsten Tage ausgehen, um sich ein wenig zu zerstreuen.“

„Helene und ich, wir dachten schon daran,“ sagte Frau von la Rochaiguë; Ihre Schwester wird morgen früh Ernestinen in in die Messe begleiten, .... Nachmittags werden Fräulein Palmyre und Fräulein Barenne unserer theuern, kleinen Schönen die Kleider und Hüte probiren, die ich gestern bestellte, und übermorgen werden wir eine Spazierfahrt in den elysäischen Feldern machen.“

„Recht gut,“ sagte der Baron; der morgende und übermorgende Tag sind, wie ich sehe, vollkommen gut verwendet. Nur finde ich mich dabei .... sehr schlecht bedacht; ... deshalb bitte ich Sie als Ersatz um den darauffolgenden Tag. .. Bewilligen Sie meine Bitte, meine theure Mündel?“

„Gewiß, mein Herr, mit dem größten Vergnügen.“

„Die Anmuth dieser Antwort verdoppelt noch ihren Werth,“ sagte der Baron mit so überzeugtem Ausdrucke, daß die Waise sich fragte, was sie denn eigentlich so Anmuthiges geantwortet habe.

„Lassen Sie hören, Herr von La Rochaiguë, welchen Plan haben Sie?“

„Ach, ach!“ antwortete der Baron mit feiner Miene, „ich bin weder so fromm wie meine Schwester, noch so weltlich wie Sie, meine theure Freundin; ich schlage also, wenn das Wetter es erlaubt meiner liebenswürdigen Mündel einen Spaziergang

in einen der schönsten Gärten von Paris vor, wo sie eine wundervolle Sammlung der schönsten blühenden Rosen sehen wird."

„Sie hätten nicht besser wählen können, mein Herr," antwortete Ernestine; „denn ich liebe die Blumen ungemein."

„Das ist nicht Alles, meine reizende Mündel," fuhr der Baron fort; „denn da ich sehr vorsichtig bin, so werden wir, im Falle es schlechtes Wetter ist, unseren Spaziergang in prachtvolle Treibhäuser machen, oder in eine großartige Gemäldegallerie, welche die Meisterwerke der modernen Schule enthält."

„Und wo finden sich denn alle diese schönen Sachen vereinigt mein Herr?" fragte Ernestine wahrhaft verwundert.

„Ach, meine theure Mündel, welche ächte Pariserin Sie sind!" fuhr Herr von la Rochaiguë mit einem wichtigen Lächeln fort, ... „und auch Sie, Baronin, ... und auch Sie, meine Schwester. Ich sehe es an Ihrem Erstaunen, Sie wissen nicht, wo dieses Wunderland zu finden, das dessen ungeachtet beinahe vor unserer Thüre liegt."

„In der That," sagte Fräulein von la Rochaiguë, ... ich mag suchen, wie ich will, ... ich ..."

„Sie finden es nicht?" versetzte der Baron mit

strahlendem Gesichte. „Nun, ... ich habe Mitleiden mit Ihnen: ... alle diese Wunder finden sich vereinigt .... im Luxembourg.“

„Im Luxembourg!“ rief die Baronin lachend; dann fuhr sie, an Ernestine sich wendend, fort: „Ach meine theure Schöne, das ist eine .... abscheuliche Schlinge; denn Sie kennen nicht die Leidenschaft des Herrn von la Rochaiguë für eine andere Art von Wundern, welche das Luxembourg enthält, und er hütet sich wohl, von diesen zu sprechen.“

„Und was für eine andere Art von Wundern ist das?“ fragte das junge Mädchen lächelnd.

„Stellen sie sich vor, ... meine arme theure Unschuld, ... daß Herr von la Rochaignë im Stande ist, Sie — unter dem Vorwande von Treibhäusern und Blumen — in eine Sitzung der Pairskammer zu führen!“

„Nun, warum nicht? Auf die für die Diplomaten bestimmte Tribüne; meine theure Mündel würde dort schöne und gute Gesellschaft treffen, versetzte der Baron schnell, ... „Sie würden dort einige jener s e l i g e n Frauen der Gesandten, ... der Minister finden ....“

„S e l i g .... das Wort ist allerliebst!“ sagte die Baronin munter, „und woher kommt denn diese

Kanonisirung, wenn ich fragen darf?" Dann wandte sie sich an Helene und sagte:

„Hören Sie Ihren Bruder, .... meine Theure! ... Welche Gotteslästerung!"

„Ich behaupte," entgegnete der Baron, „daß es in der Welt keine beneidenswerthere, ... keine reizendere, ... keine bewunderungswürdigere Stellung gibt, ... als die Frau eines Gesandten, ... eines Ministers zu seyn! Ach, meine Theure," fuhr der unbekannte Canning fort, indem er sich mit überzeugtem Tone an seine Frau wandte, „warum konnte ich Ihnen nicht eine solche Stellung bieten! Sie wären beneidet, .... angebetet, ... gefeiert worden! ... Sie wären — davon bin ich überzeugt — eine Frau von ausgezeichnetem politischen Takte geworden! .. Sie hätten vielleicht den Staat gelenkt! ... Gibt es eine schönere Rolle für eine Frau?"

„Hören Sie, meine theure Schöne, was für ein gefährlicher Schmeichler Herr von la Rochaiguë ist," sagte die Baronin zu Ernestinen; „er ist im Stande, auch Ihnen Geschmack an der Politik beibringen zu wollen. .."

„Mir, gnädige Frau? Das fürchte ich nicht," antwortete Ernestine lächelnd.

„Sie mögen scherzen, so viel Sie wollen, meine theure Freundin," sagte der Baron zu Frau von la

Rochaiguë, „aber ich behaupte, daß meine theure Mündel ... etwas Ueberlegtes, ... etwas Gesetztes, ... etwas Ernstes in ihrem Geiste hat, was für ihr Alter sehr merkwürdig ist, ohne den Umstand zu zählen, daß sie die unglaublichste Aehnlichkeit mit dem Bilde der schönen und berühmten Herzogin von Longueville hat, welche unter der Fronde einen so großen politischen Einfluß übte."

„Ach, das ist zu stark!" sagte die Baronin, indem sie ihren Gatten mit verdoppelter Heiterkeit unterbrach.

Die Waise, einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken, theilte diese Heiterkeit nicht; sie fand es sehr sonderbar, daß in weniger als zwei Stunden die drei Personen, von denen wir sprechen, wechselsweise die Entdeckung gemacht hatten, sie vereinige in ihrer Person Neigungen, welche sich gerazu und auf das Bestimmteste widersprechen:

die einer Andächtigen,

die einer Frau nach der Mode,

die einer politischen Frau:

Die Conversation wurde durch das Geräusch eines Wagens unterbrochen, der in den Hof des Hôtels einfuhr.

Der Baron sagte zu seiner Frau:

„Sie haben nicht Befehl gegeben, zu sagen, daß Sie für Niemand diesen Abend zu Hause sind?"

„Nein, .... aber ich erwarte Niemand, ... es müßte denn Frau von Mirecourt seyn, die, wie Sie wissen, machmal prima sera kommt, ehe sie in Gesellschaft fährt."

„Wo wollen Sie sie in diesem Falle empfangen?"

„Wenn es Sie nicht zu sehr langweilte, meine theure Schöne," sagte die Baronin zu Ernestine, „würden Sie mir wohl erlauben, Frau von Mirecourt in Ihrem Salon zu empfangen; sie ist eine würdige und vortreffliche Frau."

„Handeln Sie ganz nach Ihrem Gefallen, gnädige Frau," antwortete Ernestine.

„Lassen Sie den Besuch in den Salon des Fräulein von Beaumesnil eintreten!" sagte die Baronin zu einem der Bedienten.

Dieser ging hinaus und kam bald darauf zurück, indem er meldete:

„Nach dem Befehl der Frau Baronin habe ich den Besuch in den Salon eintreten lassen; ... es ist jedoch nicht Frau von Mirecourt."

„Und wer sonst?"

„Der Herr Marquis von Maillefort, Frau Baronin."

Bei dem Namen des Marquis rief der Baron:

„Das ist unerträglich! ... Ein Besuch zu dieser Stunde setzt eine unbeschreibliche Vertraulichkeit voraus!“

Die Baronin gab ihrem Gatten einen Wink, sich nicht vor der Dienerschaft zu verrathen, und sagte ganz leise zu Ernestinen, die von diesem Zwischenfalle überrascht schien:

„Herr von la Rochaiguë liebt Herrn von Maillefort nicht, der einer der boshaftesten und abscheulichsten Buckligen ist, die man sich nur denken kann.“

„Ein wahrer Satan,“ fügte Helene hinzu.

„Es scheint mir, daß ich früher .... bei meiner Mutter ... den Namen des Marquis von Maillefort schon aussprechen hörte,“ sagte Ernestine nachdenkend.

„Und gewiß, meine Schönste,“ versetzte die Baronin lächelnd, „man sprach von dem Marquis gerade nicht als von einem guten Engel.“

„Ich erinnere mich nicht, ob man Gutes oder Schlimmes von Herrn von Maillefort sprach,“ antwortete die Waise, „ich erinnere mich nur seines Namens. ...“

„Und dieser Name,“ sagte der Baron, ... „ist der einer wahren Pest!!“

„Aber, gnädige Frau,“ sagte Fräulein von Beaumesnil stockend, ... „wenn Herr von Maillefort wirk-

lich so abscheulich ist, warum empfangen Sie ihn denn?"

„Ach, meine theure Schöne, ... in der Welt ist man zu so vielen Rücksichten gezwungen, besonders wenn es sich um Personen von der hohen Geburt des Herrn von Maillefort handelt."

Dann wandte sie sich an den Baron:

„Es ist unmöglich, das Diner noch zu verlängern; denn man hat bereits im Salon den Kaffee servirt."

Frau von la Rochaiguë stand von der Tafel auf; der Baron der seinen Aerger verbarg, bot seiner Mündel den Arm, und Alle traten in den Salon, in welchem Herr von Maillefort wartete.

Der Marquis hatte sich seit so langer Zeit daran gewöhnt, sich in Betreff seiner tiefen und geheimen Leidenschaft für die Gräfin von Beaumesnil — einer Leidenschaft, welche diese allein durchschaut hatte — zu beherrschen, daß er bei dem Anblicke Ernestinens durch nichts die Theilnahme verrieth, die sie ihm einflößte. Er dachte nicht ohne Kummer daran, daß er sich der Waise nicht anders zeigen dürfe, als er sich von jeher gegen alle Welt gezeigt hatte: beißend und spöttisch; eine plötzliche Veränderung in seinem Benehmen und seiner Sprache würde den Verdacht der la Rochaiguës er-

weckt haben, und um Ernestinen, Allen und vielleicht ihr selbst unbewußt, zu schützen und so den letzten Willen der Gräfin zu erfüllen, durfte er durch nichts das Mißtrauen der Personen erregen, von denen die Waise umgeben war.

Mit einem ungemeinen Scharfsinn begabt, bemerkte Herr von Maillefort mit tiefem Schmerze den ungünstigen Eindruck, den sein Anblick auf Ernestinen hervorbrachte; denn diese, noch unter dem Einflusse der Verleumdungen, deren Gegenstand Herr von Maillefort eben gewesen, bebte bei dem Anblick dieses ungestalteten Wesens unwillkürlich zusammen und wandte ihr Auge ab.

So verschiedenartig und qualvoll die Gefühle des Marquis dadurch auch berührt wurden, hatte er dennoch die Kraft, sie zu verbergen; mit einem Lächeln auf den Lippen und Ironie im Blicke ging er auf Frau von la Rochaiguë zu und sagte:

„Ich bin unbescheiden, nicht wahr, meine theure Baronin? Doch Sie wissen es, oder vielmehr Sie wissen es nicht: man hat nur Freunde, um sich mit seinen Fehlern bei ihnen gehen zu lassen; ... man müßte denn," fügte der Marquis, indem er sich gegen Helene tief verbeugte, hinzu, ... „man müßte denn, wie Fräulein von la Rochaiguë, keinen Fehler haben ... und ein Engel an Vollkommenheit seyn,

der zur Erbauung der Gläubigen vom Himmel herabstieg. Wenn man so vollkommen ist, legt man seinen Freunden die Qual des Neides, ... oder der Bewunderung auf; denn für Viele ist dies ganz dasselbe. ..."

Dann wandte er sich an Herrn von la Rochaigué:

„Nicht wahr ich habe recht, Baron? Ich berufe mich auf Sie, der Sie das Glück haben, weder durch Ihre Eigenschaften, noch durch Ihre Fehler zu verletzen."

Der Baron lächelte, wobei seine langen Zähne über die Maßen sichtbar wurden, und antwortete, indem er seine üble Laune zu bezwingen suchte:

„Ach, Marquis! Marquis! Sie sind immer boshaft, aber immer liebenswürdig!"

Der Baron dachte nun, er könne es nicht unterlassen, Herrn von Maillefort seiner Mündel vorzustellen, welche den Buckligen mit wachsender Angst betrachtete; er sagte deshalb zu Ernestine:

„Meine theure Mündel, erlauben Sie mir, Ihnen den Marquis von Maillefort, einen unserer guten Freunde, vorzustellen."

Der Bucklige verbeugte sich vor dem jungen Mädchen, das seine Verbeugung mit verlegener Miene erwiderte, und sagte mit frostiger Höflichkeit:

„Ich bin glücklich, mein Fräulein, nun einen

Grund mehr zu haben, um öfter zu Frau von la Rochaiguë zu kommen."

Und da der Marquis glaubte, durch diese Artigkeit den Forderungen des Anstandes gegen Fräulein von Beaumesnil genügt zu haben, verbeugte er sich noch einmal und setzte sich dann neben die Baronin, während ihr Gatte, um sich Fassung zu gewinnen und seinen Aerger nicht zu verrathen, langsam seinen Kaffee schlürfte, und Helene sich Ernestinens bemächtigte und sie unter dem Vorwande, sie die Gewächse eines Blumentischchens bewundern zu lassen, einige Schritte wegführte.

Ohne scheinbar Ernestinen und Helenen die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken, verlor sie der Marquis doch nicht aus dem Auge; er hatte ein sehr feines Gehör und hoffte so, einige Worte von der Unterhaltung zwischen der Betschwester und der Waise aufzufangen, während er immerfort mit Frau von la Rochaiguë plauderte. Natürlich war die Unterhaltung Anfangs ohne Bedeutung; denn Jedes verbarg sorgfältig seine innersten Gedanken unter oberflächlichen und allgemeinen Redensarten und suchte — wie man gewöhnlich sagt — seinen Gegner kommen zu sehen.

Die Leerheit eines solchen Gespräches begünstigte die Absichten des Buckligen ungemein; denn

während er mit zerstreutem Ohre Frau von la Rochaiguë zuhörte, lauschte er mit dem anderen, und zwar sehr neugierig, auf die Worte Ernestinens, des Barons und Helenens.

Die Betschwester und ihr Bruder, die den Buckligen ganz vertieft in sein Gespräch mit Frau von la Rochaiguë glaubten, erinnerten im Laufe ihrer Unterhaltung die Waise an die Versprechungen, die sie ihnen gegeben hatte: Helenen, sie am folgenden Tage um neun Uhr in die Messe zu begleiten, dem Baron, mit ihm am darauffolgenden Tage die Wunder des Luxembourg zu beschauen.

Obgleich nichts Außergewöhnliches in den, von Ernestine angenommenen Vorschlägen lag, hielt es doch Herr von Maillefort, der von dem höchsten Mißtrauen gegen die la Rochaiguë's erfüllt war, durchaus nicht für unnütz, diese, dem Anscheine nach unbedeutenden Einzelheiten erfahren zu haben. Er prägte sie seinem Gedächtnisse sorgfältig ein, während er mit seiner gewohnten Leichtigkeit auf die Gemeinplätze der Baronin antwortete.

Die Aufmerksamkeit des Buckligen war seit einigen Minuten auf diese Weise getheilt; denn er sah mit einem Seitenblicke, daß Helena leise mit Ernestine sprach und mit dem Blicke auf Frau von la Rochaiguë zeigte, wie um der Waise zu sagen, sie solle

die Unterredung derselben nicht stören; dann verließen die Waise, Helene und der Baron leise den Salon.

Frau von la Rochaiguë bemerkte ihre Entfernung erst durch das Geräusch, welches das Schließen der Thüre verursachte.

Diese Entfernung kam der Baronin sehr erwünscht; die Gegenwart der übrigen Personen hätte eine Erklärung mit dem Marquis gehindert, die ihr dringend nöthig schien; sie war zu fein, zu welterfahren, um nicht zu ahnen, — wie sie es schon gegen ihren Gatten ausgesprochen hatte — daß der Marquis, indem er nach so langer Unterbrechung aller gegenseitigen Beziehungen wieder zu ihr kam, nur durch die Gegenwart der Erbin zurückgeführt wurde, auf die er nothwendigerweise eine verborgene Absicht haben mußte.

Da die Leidenschaft des Buckligen für Frau von Beaumesnil von Niemand errathen worden und seine letzte Unterredung mit der Gräfin auf ihrem Todbette gleichfalls geheim geblieben war, so konnte Frau von la Rochaiguë die Sorgfalt, die der Marquis Ernestinen widmete, nicht ahnen und ahnte sie nicht. ....

Aber Frau von la Rochaiguë wollte die Absichten des Buckligen kennen, um sie zu durchkreuzen, wenn sie den ihrigen im Wege ständen; sobald deshalb die

Thüre hinter der Waise sich geschlossen hatte, brach sie das bedeutungslose Gespräch ab und fragte den Buckligen:

„Nun! Wie finden Sie Fräulein von Beaumesnil?"

„Ich finde sie sehr großmüthig."

„Sehr großmüthig? Wie so, Marquis?"

„Ohne Zweifel ... hätte Ihre Mündel bei ihrem Vermögen ... das Recht, eben so häßlich und bucklig zu seyn, als ich; aber sie besitzt einige gute Eigenschaften?"

„Ich kenne sie erst seit so kurzer Zeit, daß ich Ihnen nicht zu sagen weiß, ob" ....

„Nun, warum diese Zurückhaltung? ... Sie fühlen wohl, daß ich nicht komme, um die Hand Ihrer Mündel zu verlangen."

„Wer weiß?" . . entgegnete die Baronin lachend.

„Ich, ... ich weiß es, und ich sage es Ihnen." ...

„Im Ernste, Marquis?" versetzte Frau von la Rochaiguë mit eindringlichem Tone: „Ich bin überzeugt, daß bis auf diese Stunde schon mehr als hundert Heirathspläne geschmiedet wurden." ...

„Gegen Fräulein von Beaumesnil?"

„Sie sagen: „gegen;" das ist sehr hübsch; aber halten Sie, Marquis, ich will aufrichtig gegen Sie sein."

„Wirklich!" sagte der Marquis mit spöttischem

Erstaunen. „Nun, auch ich will es seyn! Lassen Sie uns diese kleine Ausschweifung ... von Aufrichtigkeit erlauben. Meiner Treu'! Um so schlimmer!"

Und Herr von Maillefort rückte sein Fauteuil dem Canapé näher, auf welchem die Baronin saß.

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach einem augenblicklichen beiderseitigen Stillschweigen heftete Frau von la Rochaiguë einen durchdringenden Blick auf Herrn von Maillefort, und sagte:

„Marquis, ich habe Sie errathen.“

„Ah bah!“

„Vollkommen errathen. . .“

„Sie thun Alles vollkommen, . . . das wundert mich nicht. Lassen Sie doch diese überraschende Wahrsagung hören!“

„Aus Besorgniß, mein Bedauern auf's Neue zu erwecken, will ich die Reihe von Jahren nicht zählen, während welcher Sie keinen Fuß in mein Haus setzten, Marquis, und siehe da! . . . plötzlich kommen Sie mit dem schmeichelhaftesten Eifer zu mir zurück. . . . Da ich eine gute Frau und nichts weniger, als eingebildet bin, sagte ich bei mir selbst . . .“

„Lassen Sie hören, . . . Baronin: was sagten Sie bei sich selbst?“

„Ach, mein Gott! ... ich sagte mir ganz ein„fach: „Was verschafft mir, nach dem plötzlichen „Ausbleiben des Herrn von Maillefort, auf's Neue „das Vergnügen, ihn so oft bei mir zu sehen? ... „Wahrscheinlich verdanke ich es dem Umstande, daß „ich die Vormünderin des Fräulein von Beaumesnil „bin, und dieser vortreffliche Marquis deßhalb eini„ges Interesse dabei hat, zu mir zurückzukehren.""

„Meiner Treu', Baronin, es ist beinahe das. ..."

„Wie, Sie gestehen es?"

„Ich muß wohl ...."

„Sie ziehen den Werth, den ich in meinen eignen Scharfsinn setzte, bedeutend herab, indem Sie sich so schnell ergeben, Marquis ...."

„Feiern wir in diesem Augenblicke nicht eine wahre Orgie ... der Freimüthigkeit?"

„Das ist wahr. ..."

„Ich meinerseits will Ihnen nun vorerst sagen, .... warum ich so plötzlich meine Besuche in Ihrem Hause einstellte; sehen Sie, Baronin, das kommt daher, weil ich eine Art von Stoiker bin ..."

„Nun, was hat der Stoicismus damit zu thun?"

„Sehr viel; denn er hat mir die Gewohnheit eingeprägt, .... wenn eine Sache mir ausnehmend gefällt, plötzlich darauf Verzicht zu leisten, um mich nicht durch die zu süße Gewohnheit zu verweichlichen.

... Das ist der Grund, Baronin, warum ich meine Besuche in Ihrem Hause so plötzlich einstellte. ..."

„Ich möchte das gern glauben; .... aber ..."

„Versuchen Sie ... es immerhin! ... Was meine Rückkehr zu Ihnen betrifft ...."

„Ah! darauf bin ich begieriger."

„Nun, Sie haben den Grund derselben ... beinahe richtig errathen."

„Beinahe, ... Marquis?"

„Ja, denn obschon ich keinen Plan in Betreff der Verheirathung Ihrer Mündel habe, sagte ich doch bei mir selbst: Dieses Wunder von einer Erbin wird der Gegenstand einer Menge Intriguen seyn, von denen die einen unterhaltender und schmählicher seyn werden, als die anderen. ... Das Haus der Frau von la Rbchaiguë wird der Mittelpunkt seyn, in welchem so viele verschiedene Intriguen sich entwickeln. Man wird dort — wie man zu sagen pflegt — im ersten Range sich befinden, um alle Akte dieses großen Schauspiels zu sehen. In meinem Alter und gebaut, wie ich es bin, ... habe ich keine andere Unterhaltung in der Welt, als den Beobachter zu spielen. Als solcher werde ich also das Haus der Frau von la Rochaiguë besuchen; sie wird mich empfangen, weil sie mich früher empfing, und weil ich am Ende weder dümmer, noch

langweiliger bin, als jeder Andere, und so werde ich in meinem Winkel ruhig diesem erbitterten Kampfe unter den Bewerbern beiwohnen. Da haben Sie nun die Wahrheit, Baronin; werden Sie jetzt den Muth haben, mir von Zeit zu Zeit einen kleinen Platz in Ihrem Salon zu verweigern, damit ich die Schlacht beobachten kann, deren Preis ihre Mündel seyn wird?"

„Ach, Marquis, ..." sagte Frau von la Rochaiguë kopfschüttelnd, „Sie sind nicht der Mann, um dem Kampfe Anderer zuzusehen, ohne an dem Handgemenge theilzunehmen."

„Ei nun! ... ich sage nicht gerade nein. .."

„Sie sehen also wohl, ... daß Sie nicht neutral bleiben werden."

„Ich weiß es nicht," fügte der Marquis hinzu, und fuhr dann mit starker Betonung fort: „Aber da ich in der Welt ziemlich geschätzt bin, ... da ich viele Dinge weiß, ... da ich immer meine freimüthige Sprache zu behaupten wußte, ... und da ich einen tiefen Abscheu gegen alle Feigheit und Niederträchtigkeit hege, so gestehe ich, ... daß, wenn ich in dem Handgemenge — wie Sie es nennen, meine theure Baronin — einen wackeren Krieger, dessen Tapferkeit mein Interesse erregt, hinterlistig angreifen oder bedrohen sehe, ich ihm mit allen mir

zu Gebote stehenden Mitteln zu Hülfe kommen werde."

„Aber, mein Herr," sagte die Baronin, indem sie ihren Aerger unter einem erzwungenen Lachen verbarg, „das ist — erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen — eine Art beständiger Inquisition, ... deren Groß-Inquisitor Sie wären ... und deren Sitz in meinem Hause sich befände. ..."

„Ach, mein Gott! bei Ihnen oder anderswo, meine theure Baronin; Sie fühlen wohl, daß, wenn Sie aus Laune, wie sie allen hübschen Frauen eigen ist (und Niemand kann sich diese Launen leichter erlauben, als Sie), ... Ihrer Dienerschaft sagen würden, daß Sie künftig für mich nimmer zu Hause seyen ..."

„Ach, Marquis, wie können Sie einen solchen Gedanken fassen? .."

„Ich scherze nur," versetzte der Marquis in trockenem Tone, „der Baron ist ein zu feiner Weltmann, um zu dulden, daß man mir Ihre Thüre ohne Grund verschließe, und wird mir, davon bin ich überzeugt, eine Erklärung über diesen Punkt ersparen. ... Ich hatte also die Ehre, meine theure Baronin, Ihnen zu sagen, daß ich, einmal entschlossen, diesem interessanten Vorgange beizuwohnen, das heißt, zu wissen: auf welche Art ... die reichste Erbin in

Frankreich sich verheirathe — überall den Sitz meines Observatoriums aufschlagen kann; denn, trotz meines Wuchses, .... habe ich die Anmaßung, ... gerade, ... von oben, .... und von ferne ... zu sehen." ...

„Nun ... mein theurer Marquis," sagte Frau von la Rochaiguë mit einem Lächeln, „gestehen Sie, daß Sie mir da ein Schutz- und Trutzbündniß vorschlagen?"

„Nicht im Mindesten. ... Ich will weder für, noch gegen Sie seyn. Ich werde nur mancherlei Beobachtungen anstellen und dann .... nach meiner geringen Beurtheilungsgabe oder meinen schwachen Kräften ... dem oder jenem zu helfen oder zu schaden suchen, ... wenn mich die Lust dazu anwandelt, oder vielmehr, wenn die Gerechtigkeit und Rechtlichkeit es fordern; denn Sie wissen sehr gut, daß ich ein Sonderling bin."

„Aber warum beschränken Sie sich nicht auf Ihre Rolle als Neugieriger oder Beobachter? Warum bleiben Sie nicht neutral?"

„Weil — und nicht ich habe das gesagt, sondern Sie, meine theure Baronin — weil ich unglücklicherweise nicht zu denen gehöre, welche Andere mit einander kämpfen sehen können, ohne Theil an dem Handgemenge zu nehmen." ....

„Aber,“ sagte Frau von la Rochaiguë, auf das Aeußerste getrieben, ... „wenn, (und das ist eine reine Voraussetzung; denn wir sind entschlossen, noch lange Zeit an keine Verheirathung Ernestinens zu denken), ... vorausgesetzt also, ... wir hätten Jemand für unsere Mündel in Aussicht, was würden Sie thun?“ ...

„Meiner Treu', ich weiß es nicht, ... durchaus nicht.“ ...

„Lassen wir das, Herr Marquis, ... Sie suchen mich zu täuschen, Sie haben irgend einen Plan?“

„Keinen; ich kenne Fräulein von Beaumesnil nicht, ich habe Ihnen Niemand vorzuschlagen, ... ich bin also vollkommen unparteiisch in meiner Rolle als Zuschauer und Beobachter. Ich frage Sie also: was kann Ihnen daran liegen, meine theure Baronin, wenn ich Zuschauer und Beobachter bin?“

„Es ist wahr,“ sagte Frau von la Rochaiguë, die ihre Kaltblütigkeit wieder gewann; „denn was können wir am Ende im Auge haben, indem wir Ernestine verheirathen? ... ihr Glück!“

„Natürlich!“

„Wir haben also von Ihrem Observatorium — wie Sie es nennen — nichts zu fürchten, mein theurer Marquis.“

„Durchaus nichts, meine theure Baronin.“

„Denn am Ende, wenn wir durch Zufall auf Abwege geriethen“ ...

„Was einem auch bei den besten Absichten begegnen kann“ ..

„Gewiß, ... Marquis, .... würden Sie dann nicht verfehlen, uns zu Hülfe zu kommen ... und uns von der Höhe Ihres Leuchtthurms herab ... die Klippe zu signalisiren.“

„Zu diesem Zwecke ... ist man ja Beobachter,“ sagte der Marquis, indem er aufstand, um sich von Frau von la Rochaigue zu verabschieden.

„Wie, Marquis,“ sagte die Baronin geziert, „Sie verlassen mich schon?“

„Zu meinem größten Bedauern; ... ich mache jetzt meine Tour durch fünf oder sechs Salons, um von Ihrer Erbin sprechen zu hören. ... Sie können sich nicht denken, wie unterhaltend, merkwürdig, ... oft auch empörend die Gespräche in Betreff einer so außerordentlichen Mitgift sind.“ ..

„Nun wohlan, mein theurer Marquis,“ sagte die Baronin, indem sie dem Buckligen mit der herzlichsten Miene die Hand bot, ... lassen Sie uns ernsthaft sprechen! ... Ich hoffe, Sie oft, ... sehr oft bei mir zu sehen, nicht wahr? ... Und da dies Alles Sie interessirt, Sie boshafter Neugieriger,

seyen Sie ruhig: ich werde Sie von Allem unterrichten," fügte die Baronin geheimnißvoll hinzu.

„Auch ich," antwortete nicht minder geheimnißvoll Herr von Maillefort, „werde meinerseits Ihnen Alles erzählen; das wird köstlich werden! ... Doch bei dieser Gelegenheit ... fällt mir ein," fügte der Marquis lächelnd und mit unbefangener Miene bei (obwohl er zu Frau von la Rochaiguë gekommen war, ebensowohl um Ernestine zu sehen, als um den Versuch zu machen, einige Aufschlüsse über ein für ihn noch undurchdringliches Geheimniß zu erhalten), „bei dieser Gelegenheit ... fällt mir ein: Haben Sie schon von dem natürlichen Kinde gehört, das Herr von Beaumesnil hinterlassen haben soll?"

„Herr von Beaumesnil?" sagte die Baronin überrascht.

„Ja," antwortete der Bucklige; denn, indem er so die Frage verdrehte, hoffte er dasselbe Ziel bei seinen Nachforschungen zu erreichen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, das Geheimniß preiszugeben, auf dem er Frau von Beaumesnil überrascht zu haben glaubte. „Ja, ... haben Sie noch nichts davon gehört, daß Herr von Beaumesnil ein natürliches Kind gehabt haben soll?"

„Nein," antwortetete die Baronin, „und es ist das erste Mal, daß ich von diesem Gerüchte höre.

Früher, glaube ich, sprach man von einer Liaison der Gräfin vor ihrer Verheirathung. ... Die Geschichte dieses angeblich natürlichen Kindes ... könnte sich also viel eher auf sie beziehen; doch ich meinerseits habe niemals davon gehört."

„Nun, dieses Gerücht mag sich auf den Grafen oder die Gräfin beziehen, so ist es doch augenscheinlich ein abgeschmacktes Mährchen, meine theure Baronin, da Sie durchaus nichts davon wissen, während Sie durch Ihre Stellung und Ihre Kenntniß der Familienangelegenheiten besser, als irgend Jemand, von einer so wichtigen Thatsache unterrichtet seyn müßten."

„Ich versichere Sie, daß wir weder etwas gehört, noch gelesen haben, was den geringsten Verdacht in uns erwecken könnte, Herr oder Frau von Beaumesnil hätten ein natürliches Kind hinterlassen."

Mit ungemeinem Takte und Scharfblick begabt, war Herr von Maillefort nun mit Recht überzeugt, daß Frau von la Rochaiguë nicht die geringste Kenntniß in Betreff der natürlichen Tochter habe, die er der Gräfin unterschob; er sah mit Kummer die Vergeblichkeit seines neuen Versuches und verzweifelte fast daran, den letzten Willen der Frau von Beaumesnil erfüllen zu können, da er die Spur nicht aufzufinden wußte.

Frau von la Rochaiguë fuhr, ohne das tiefe Nachdenken des Buckligen zu bemerken, fort:

„Uebrigens sagt man .... so viele unbegreifliche Dinge in Bezug auf diese Erbschaft! ... Hat man denn nicht auch von eben so seltsamen, als glänzenden Legaten gesprochen, welche die Gräfin hinterlassen haben soll. ...“

„Wirklich?“

„Das sind ebenfalls Geschichten aus der andern Welt,“ fuhr Frau von la Rochaiguë mit dem bestimmtesten Tone der Verleumdung fort; denn sie war von jeher gegen Frau von Beaumesnil sehr feindselig gesinnt gewesen. „Die Gräfin hat zwei oder drei alten Dienern ärmliche Pensionen und ihrer übrigen Dienerschaft ein kleines Geschenk hinterlassen; ... darauf beschränken sich alle diese glänzenden Legate! Nur hätte die Gräfin, während sie ihre großmüthige Laune hatte,“ fügte Frau von la Rochaiguë mit verdoppelter Bitterkeit hinzu, „nicht die Undankbarkeit begehen sollen, ein armes junges Mädchen zu vergessen, dem sie doch recht innige Dankbarkeit schuldig war.“

„Wie so?“ fragte der Marquis, der die peinlichen Gefühle zu verbergen gezwungen war, welche in ihm aufstiegen, als er die Baronin das Andenken der

Frau von Beaumesnil so hart angreifen hörte. „Von welchem jungen Mädchen sprechen Sie?"

„Sie wissen also nicht, daß die Gräfin während der letzten Tage ihres Lebens, auf Anrathen ihrer Aerzte, eine junge Musiklehrerin zu sich kommen ließ, der sie oft große Linderung in ihren Schmerzen verdankte?"

„In der That, ich erinnere mich dunkel, davon gehört zu haben," antwortete der Bucklige, indem er seine Erinnerungen zu sammeln suchte.

„Nun denn, ist es nicht unerhört, daß die Gräfin diesem armen Mädchen nicht das kleinste Vermächtniß hinterließ? ... Wenn es eine Vergessenheit ist, .... sieht es doch einer Undankbarkeit ungemein ähnlich...."

Der Marquis kannte den Edelmuth und die Herzensgüte der Frau von Beaumesnil so gut, daß er über diese Vergessenheit in Bezug auf die junge Künstlerin doppelt betroffen war. Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung hatte er ein dunkles Gefühl, daß gerade in dem Umstande, weil diese Vergessenheit — wenn sie wirklich statt gefunden hatte — unerklärlich schien, etwas Anderes, als ein Gedächtnißmangel liege. Deshalb versetzte er:

„Sind Sie sicher, Baronin, daß dieses junge Mädchen ... keine Belohnung von Frau von Beaumesnil empfing? Sind Sie dessen gewiß?"

„Unsere Ueberzeugung in diesem Punkte war so einstimmig,“ entgegnete die Baronin, entzückt über diese Gelegenheit, sich geltend zu machen, „daß wir, empört über diese Undankbarkeit der Gräfin, ... und aus Rücksicht für die Familie, diesem jungen Mädchen eine Banknote von fünfhundert Franken zusandten. ...“

„Das war nur gerecht.“

„Ohne Zweifel; doch wissen Sie, was sich weiter begab?“

„Nein.“

„Die junge Künstlerin brachte uns stolz die fünfhundert Franken zurück, mit der Erklärung, sie sey bezahlt worden. ...“

„Das zeigt von einem edlen Herzen,“ sagte lebhaft der Marquis; „aber Sie sehen, die Gräfin hatte ... dieses junge Mädchen nicht vergessen. Ohne Zweifel hat sie ihr selbst einen Beweis ihrer Dankbarkeit übergeben, ..... statt ihr ein Legat zu hinterlassen. ...“

„Sie würden das nicht glauben, Marquis, wenn Sie die anständige, aber nur zu deutliche Armuth in der Kleidung dieses jungen Mädchens gesehen hätten. ... Es that wehe; denn gewiß wäre sie anders gekleidet gewesen, wenn die Freigebigkeit der Gräfin von Beaumesnil auch sie nicht vergessen hätte.

Uebrigens hat diese junge Künstlerin, die — im Vorbeigehen gesagt — schön wie ein Gestirn ist, mir so großes Mitleid eingeflößt," fügte Frau von la Rochaiguë mit erkünstelter Empfindsamkeit hinzu, „die Zartheit ihres Benehmens hat mich so sehr ergriffen, daß ich ihr vorgeschlagen habe, Ernestinen Musikunterricht zu ertheilen. ..."

„Wirklich! Sie haben das gethan! Das ist ja vortrefflich!"

„Ihr Erstaunen ist nicht sehr schmeichelhaft, Marquis."

„Sie verwechseln meine Bewunderung mit Erstaunen, Baronin; und doch bin ich nicht im mindesten erstaunt über das Alles, ich kenne ja die Schätze von Güte und Sanftmuth, die Ihr vortreffliches Herz verschließt," sagte Herr von Maillefort, der unter seinem gewöhnlichen Spotte die Hoffnung verbarg, endlich dem Geheimniß, an dessen Enthüllung ihm so viel lag, auf der Spur zu seyn."

„Statt über meine ... Herzensgüte zu spotten, Marquis," antwortete Frau von la Rochaiguë, „sollten Sie sie nachahmen und diesem armen jungen Mädchen unter Ihren zahlreichen Bekanntschaften Lektionen zu verschaffen suchen."

„Gewiß," erwiderte der Marquis, dem Anscheine nach kalt in Betreff der jungen Künstlerin, „ich ver-

spreche Ihnen, mich für Ihren Schützling zu interessiren, ... obwohl ich in nicht sehr großem Ansehen als Musikkenner stehe. Aber wie nennt sich und wo wohnt dieses junge Mädchen?"

„Sie nennt sich Hermine und wohnt in der Straße Monceau. Ich erinnere mich der Nummer nicht mehr; aber ich werde sie Ihnen wissen lassen."

„Ich werde mich also für Fräulein Hermine verwenden, wenn ich es vermag, ... aber unter dem Bedinge der Wiedervergeltung, Baronin, im Falle ich Ihren Schutz für einen der Bewerber um die Hand des Fräulein von Beaumesnil in Anspruch nehmen würde, vorausgesetzt, daß ich in dem wilden Handgemenge der Bewerber denselben unterliegen sähe. .."

„In der That, Marquis, Sie wissen Ihre Dienste zu schätzen, ..." antwortete die Baronin mit gezwungenem Lächeln; „aber ich bin überzeugt, daß wir immer in vollkommen gutem Einverständnisse seyn werden."

„Und ich, meine liebe Baronin, ... Sie können sich nicht denken, wie sehr ich mich im voraus auf die rührende Uebereinstimmung freue, die von nun an zwischen uns herrschen wird. Nun!" fügte der Marquis mit dem gutmüthigsten Tone hinzu, ... „gestehen wir es nur: unsere kleine Ausschweifung

in der Aufrichtigkeit . . hat uns ungemeinen Nutzen gewährt Wir haben nun volles Vertrauen zu einander, ... nicht wahr, meine theure Baronin?"

„Gewiß!" entgegnete die Baronin mit einem Seufzer, „und unglücklicherweise ist ... das Vertrauen ... so selten! ..."

„Aber auch, wenn es sich findet," antwortete der Marquis, ... „wie herrlich ist es dann! He, meine theuere Baronin?"

„Es ist göttlich, mein theurer Marquis. Also ... auf Wiedersehen, ... auf baldiges, ... hoffe ich."

„Auf baldiges," sagte Herr von Maillefort, indem er den Salon verließ.

„Verdammter Mensch!" rief Frau von la Rochaiguë, indem sie von dem Canapé aufsprang.

Und sie ging mit großen Schritten auf und ab, indem sie ihren, nur mit Mühe unterdrückten Gefühlen Luft machte.

„Jedes Wort dieses höllischen Buckligen," fuhr sie fort, „ist ein Sarkasmus oder eine Drohung. ..."

„In der That, er ist ein ungeheuerer Bösewicht!" rief die Stimme des Barons, der plötzlich die Thüre des Salons öffnete und hereintrat.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bei dem Anblick des Herrn von la Rochaiguë, der in geringer Entfernung von dem Canapé hervorkam, auf welchem die Baronin während ihrer Unterredung mit Herrn von Maillefort Platz genommen hatte, rief die Baronin:

„Wie, mein Herr, Sie waren da?“

„Gewiß; denn da ich vermuthete, daß Ihre Unterredung mit Herrn von Maillefort sehr interessant werden würde, sobald Sie beide allein wären, bin ich durch den kleinen Salon gegangen, um hier .... hinter diesen Thürvorhängen, ... ganz in Ihrer Nähe, ... zu horchen.“

„Nun! Sie haben ihn gehört, ... diesen verdammten Marquis!“

„Ja, meine Theure, und ich habe auch gehört, daß Sie die Schwachheit hatten, ihn zum Wiederkommen einzuladen, statt ihm ganz kurz den Abschied zu geben. Sie hatten hiezu eine so schöne Gelegenheit!“

„Ei! mein Herr, kann Herr von Maillefort aus der Ferne nicht ebenso gefährlich seyn, als in der Nähe? Er hat mir dies sehr wohl zu verstehen gegeben, und überdies behandelt man einen Mann von der Geburt und der Wichtigkeit des Herrn von Maillefort nicht mit solcher Grobheit.“

„Und was würde denn daraus entstehen, wenn es Ihnen beliebt?“

„Es würde daraus entstehen, daß der Marquis von Ihnen Genugthuung für diese Unart forderte. Sie haben es also nicht gehört? Wissen Sie denn nicht, daß der Marquis mehrere, ... für seine Gegner stets unglückliche Duelle gehabt und erst neulich Herrn von Mornand gezwungen hat, sich um eines Scherzes willen mit ihm auf einem Zimmer zu schlagen? ....“

„Und ich, Madame, wäre nicht so bereitwillig, ... so nachgiebig, ... so einfältig gewesen, wie Herr von Mornand; ich hätte mich nicht mit ihm geschlagen ... Ah! Ah! Und. ...“

„Dann hätte Herr von Maillefort Sie überallhin verfolgt, Sie mit seinen Epigrammen erdrückt, und einen Grund gehabt, um sie ... durch Beschimpfungen aller Art aus der Gesellschaft zu vertreiben. ...“

„Aber dieses Ungeheuer ist ja ein wildes Thier! ... Es gibt also keine Gesetze mehr! ... Ach! wenn

ich in der Pairskammer säße, ein solcher Unfug würde nicht ungestraft bleiben; .... man wäre nicht mehr der Gewalt des ersten besten Banditen preisgegeben! ....“ rief der unglückliche Baron. „Aber, um Gottes willen, mit wem hat er es zu thun? Was will er, ... dieser verdammte Marquis?“

„In der That, mein Herr, Sie haben so wenig Scharfblick? Er hat doch mit ziemlich überraschender Offenheit gesprochen. .... Andere würden Umwege gebraucht, mit List gehandelt haben; ... nicht so Herr von Maillefort. „Sie wollen Fräulein von „Beaumesnil verheirathen. Ich will sehen, ich, ... „wie und mit wem Sie sie verheirathen werden, „und — wenn mich die Lust anwandelt, — werde ich „zwischen diese Verheirathung treten.“ Das hatte er die Kühnheit mir zu sagen. ... Und diese Drohung, ... er ist im Stande, sie auszuführen.“

„Glücklicherweise scheint Ernestine eine entsetzliche Furcht vor diesem abscheulichen Buckligen zu haben, und Helene muß ihr sagen, er sey der erbittertste Feind der Gräfin gewesen. ..“

„Was wird das nützen? Gesetzt, wir fänden eine, uns und Ernestinen zusagende Partie, so ist der Marquis im Stande, mit seinen Spöttereien und Sarkasmen diesem unschuldigen Mädchen ... Abscheu gegen den Mann einzuflößen, den wir ihr als Gat-

ten bestimmen? Und nicht bloß kann er uns diesen gehässigen Streich und viele andere spielen, die nur er zu erdenken im Stande ist; er wird sie uns auch überall spielen, wo er Erneſtine antrifft; ... denn wir können sie nicht absperren, wir müssen sie in die Welt führen."

„Also ist es besonders das, was Sie fürchten? Ich wäre ziemlich Ihrer Ansicht, wenn. ..."

„Ei, mein Herr, ... weiß ich denn, was ich fürchte? ... Ich würde hundertmal lieber eine gegründete Furcht hegen, so drohend sie auch wäre; ich wüßte dann wenigstens, wo die Gefahr wäre, und ich würde meine Maßregeln treffen, ihr zu begegnen, während im Gegentheile der Marquis uns nur in einer unaufhörlichen Unruhe läßt. Das kann uns tausend Ungeschicklichkeiten begehen lassen, ... uns hindern ... und vielleicht die Entschließungen lähmen, ... die wir in unserem Interesse werden fassen müssen. Mit einem Wort, uns bleibt nichts übrig, als uns zu sagen: Es gibt einen Mann von teuflischem Scharfsinn und Geist, der Alles, was wir thun werden, sieht, oder zu sehen und zu wissen sucht, und der unglücklicherweise tausend Mittel hat, seine Absichten durchzuführen, ... während wir kein einziges Mittel haben, uns seiner Ueberwachung zu entziehen."

„Ich komme durch das Alles auf meine Idee, die ich vorhin hatte, zurück," sagte der Baron mit selbstgefälliger Miene, ... „ich halte sie für richtig, .. wahr .. und augenscheinlich, ... diese Idee.."

„Welche Idee?"

„Daß der Marquis ein abscheulicher Bösewicht ist!"

„Guten Abend, mein Herr," sagte ungeduldig Frau von la Rochaiguë, indem sie auf die Thüre des Salons zuging.

„Wie," sagte der Baron, „Sie gehen nur so weg, ... in einem so ernsten Augenblicke, ohne sich mit mir zu verständigen?"

„Zu verständigen und worüber?"

„Ueber das, was wir zu thun haben."

„Weiß ich es?" rief die Baronin außer sich und mit dem Fuße stampfend. „Dieser verdammte Buckslige hat mich schon ganz außer Fassung gebracht, und Sie machen mich vollends dumm .... durch Ihre schönen Betrachtungen."

Und Frau von la Rochaigue verließ den Salon, dessen Thüre sie dem Baron mit Heftigkeit vor der Nase zuschlug.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Während der Unterredung zwischen Frau von la Rochaiguë und Herrn von Maillefort hatte He-

lene Fräulein von Beaumesnil in ihr Zimmer zurückbegleitet und sagte in dem Augenblicke, in welchem sie dieselbe verließ, zu ihr:

„Nun, ... schlafen Sie wohl, meine theure Ernestine, und bitten Sie den Herrn, daß er aus Ihren Träumen die Erscheinung dieses abscheulichen Herrn von Maillefort verbanne!“

„In der That, Fräulein Helene, ich weiß nicht, warum er .... mir beinahe Furcht einflößt. ....“

„Dieses Gefühl ist sehr natürlich,“ antwortete die Betschwester süßlich, ... „und angemessener, als Sie denken; denn ... wenn Sie wüßten ..“

Und da Helene schwieg, sagte das junge Mädchen:

„Sie vollenden nicht, Fräulein? ...“

„Ach! es gibt viele Dinge, die man nur mit Schmerz über seinen Nächsten sagt, ... wenn er es auch wohl verdient,“ versetzte die Betschwester scheinheilig. ... „Dieser Herr von Maillefort ..“

„Nun, Fräulein? ..“

„Ich fürchte Sie zu betrüben, meine theure Ernestine.“

„Ich bitte .... sprechen Sie, ... Fräulein.“

„Dieser abscheuliche Marquis — wenn ich es denn sagen muß — war einer der erbittertsten Feinde Ihrer Mutter.“

„Meiner Mutter? ...“ rief Fräulein von Beaumesnil mit schmerzlichem Tone.

Dann fuhr sie mit rührender Treuherzigkeit fort:

„Man hat Sie getäuscht, Fräulein, ... meine Mutter konnte keine Feinde haben.“

Helene schüttelte den Kopf und antwortete mit dem Tone zärtlichen Mitleids:

„Theures Kind, ... diese vertrauensvolle Unwissenheit macht Ihrem Herzen Ehre; ... aber leider! sind auch die besten, die friedlichsten Wesen dem Zorn der boshaftesten ausgesetzt. Haben die Schafe nicht den reißenden Wolf zum Feinde?“

„Und was hatte denn meine Mutter diesem Herrn von Maillefort zu leide gethan?“ sagte Ernestine mit Thränen in den Augen.

„Sie! Die arme liebe Frau! Ach nichts; ... Jesus, mein Gott! Das hieße ja eben so viel sagen, als das Lamm griffe den Tieger an! ..“

„Was gab aber Herrn von Maillefort Grund zum Hasse?“

„Leider, mein armes Kind, ... kann ich Ihnen nicht mehr vertrauen; ... es ist zu abscheulich, ... zu schauderhaft,“ antwortete Helene seufzend.

„Ich habe also recht, diesen Menschen zu fürchten,“ sagte Ernestine mit Bitterkeit, ... „und doch tadelte ich mich selbst, ... ohne Grund einem un-

freiwilligen Gefühle des Widerwillens nachgegeben zu haben. ..“

„Ach, mein theures Kind, möchten Sie nie einen ungerechteren Widerwillen hegen!“ sagte die Betschwester mit zum Himmel gerichteten Blicken.

Dann fuhr sie fort:

„Nun meine theure Ernestine, ich verlasse Sie, ... schlafen Sie wohl, ... morgen um neun Uhr werde ich Sie zur Messe abholen. ...“

„Auf morgen also, Fräulein! .. Leider .. lassen Sie mich mit einem traurigen Gedanken zurück: meine Mutter hatte einen Feind. ...“

„Es ist besser, die Bösen zu kennen, als sie nicht zu kennen, meine theure Ernestine; ... man kann sich dann wenigstens vor ihrer Bosheit schützen. Adieu also! ... Auf morgen!“

„Auf morgen, Fräulein!“

Und Fräulein von la Rochaiguë entfernte sich, ganz glücklich über die hinterlistige Gewandtheit, mit der sie dem Herzen des Fräuleins von Beaumesnil ein grausames Mißtrauen gegen Herrn von Maillefort eingeflößt hatte.

Als Ernestine allein war, schellte sie ihrer Gouvernante, die zugleich die Stelle der Kammerfrau vertrat.

Frau Lainé trat ein. Sie zählte ungefähr vier-

zig Jahre, hatte eine süßliche Physiognomie, zuvorkommende, geschäftige Manieren; aber in dieser Geschäftigkeit lag etwas Kriechendes, das weit entfernt war von jener Ergebenheit einer guten Amme, jener treuherzigen und ausschließlichen Ergebenheit, die jedoch das Gepräge der ganzen Würde einer uneigennützigen Liebe trägt.

„Wollen Sie zu Bette gehen, gnädiges Fräulein?" fragte Frau Lainé Ernestinen.

„Nein, meine gute Lainé, noch nicht; bringen Sie mir, ich bitte, mein Schreibnécessaire. . ."

„Ja, gnädiges Fräulein. . ."

Als die Gouvernante das Schreibnécessaire aus dem nächsten Zimmer gebracht hatte, sagte sie:

„Ich hätte dem gnädigen Fräulein etwas mitzutheilen."

„Was ist es?"

„Die Frau Baronin hat für das gnädige Fräulein eine Kammerfrau in Dienst genommen, um Sie zu frisiren, und . . . noch eine andere Frau . . . und . . ."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, meine gute Lainé, daß ich für meine ausschließliche Bedienung nur Sie und Therese will. . ."

„Ich weiß es, gnädiges Fräulein, und ich habe

der Frau Baronin diese Bemerkung gemacht; aber sie fürchtet, Sie möchten nicht hinlänglich bedient seyn."

„Sie genügen mir vollkommen."

„Die Frau Baronin sagte, diese Kammerfrauen würden dennoch im Hôtel bleiben, für den Fall, daß Sie Ihrer bedürften, und das geht um so besser, als die Frau Baronin erst unlängst ihre Kammerfrau fortgeschickt hat, und diese Kammerfrauen unterdessen sie bedienen werden."

„Meinetwegen," antwortete Ernestine gleichgültig.

„Das gnädige Fräulein bedürfen nichts mehr?"

„Nein, ich danke."

„Fühlen Sie sich behaglich in dieser Wohnung, gnädiges Fräulein?"

„Vollkommen."

„Sie ist zwar prachtvoll; aber für das gnädige Fräulein ist nichts zu schön. Das sagt die ganze Welt."

„Meine gute Lainé," sagte Ernestine, ohne diese Bemerkung der Gouvernante einer Antwort zu würdigen, „richten Sie mir Alles her, was ich zu meiner Nachttoilette bedarf, ... ich werde mich allein niederlegen, ... und Sie werden mich morgen vor acht Uhr wecken."

„Ja, gnädiges Fräulein."

Dann, im Begriffe hinauszugehen, fuhr Frau Lainé, während Ernestine ihr Schreibpult öffnete, fort:

„Ich hätte das gnädige Fräulein um etwas zu fragen."

„Was wünschen Sie?"

„Ich würde sehr dankbar seyn, wenn das gnädige Fräulein mir morgen oder übermorgen zwei Stunden bewilligen wollten, um eine meiner Verwandten, Frau Herbaut, die in Batignolles wohnt, zu besuchen."

„Nun, gehen Sie morgen hin, ... während ich in der Messe bin."

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, gnädiges Fräulein."

„Gute Nacht, meine gute Lainé," sagte Ernestine, indem sie auf diese Weise ihre Gouvernante, die das Gespräch fortsetzen zu wollen schien, verabschiedete.

Dieses Gespräch gibt die richtige Vorstellung von den Beziehungen, welche zwischen Fräulein von Beaumesnil und Frau Lainé herrschten.

Die Letztere hatte oft, aber immer vergeblich, versucht, sich mit ihrer jungen Gebieterin auf einen vertrauteren Fuß zu stellen; aber bei den ersten Worten, welche die Gouvernante in diesem Sinne an sie richtete, brach Fräulein von Beaumesnil das Gespräch kurz ab, nie stolz und hart, sondern indem

sie ihr mit freundlicher Güte irgend einen Befehl ertheilte.

Nachdem Frau Lainé sich entfernt, blieb Ernestine lange Zeit in tiefes Nachdenken versunken; dann setzte sie sich an den Tisch, auf dem ihr Schreibnécessaire stand, öffnete es und nahm ein kleines, in Saffian gebundenes Album heraus, dessen erste Blätter schon vollgeschrieben waren.

Es gibt nichts Einfacheres, nichts Rührenderes, als die Geschichte dieses Albums.

Bei ihrer Abreise nach Italien hatte Ernestine ihrer Mutter versprochen (wie die Gräfin Herminen erzählt hatte), ihr jeden Tag eine Art Reisejournal zu schreiben. Diesem Versprechen war das junge Mädchen stets nachgekommen, mit Ausnahme der ersten Tage, welche dem unerwarteten Tode ihres Vaters folgten, ... und einiger nicht minder furchtbaren Tage auf die Nachricht von dem Tode der Gräfin von Beaumesnil.

Nachdem Ernestine sich von ihrer ersten schmerzlichen Betäubung erholt hatte, fand sie eine Art frommen Trostes darin, das Tagebuch an ihre Mutter fortzusetzen, ... indem sie durch Fortsetzung dieser so rührenden und vertraulichen Geständnisse sich eine zugleich süße und grausame Illusion erhielt.

Der erste Theil dieses Albums enthielt die Copie

der Briefe, welche Erneſtine noch zu Lebzeiten ihrer Mutter an dieſelbe gerichtet hatte.

Der zweite Theil, der von dem erſten durch ein ſchwarzes Kreuz getrennt war, ... enthielt die Briefe, welche das arme Kind leider nicht zu copiren nöthig hatte.

Fräulein von Beaumesnil ſetzte ſich alſo an den Tiſch, und nachdem ſie die Thränen getrocknet hatte, welche der Anblick dieſes Albums, das ſo viele ſchmerzliche Erinnerungen für ſie enthielt, ſtets hervorrief, ſchrieb ſie folgende Zeilen:

„Seit meiner Ankunft bei Herrn von la Rochaigue, meinem Vormund, habe ich Dir nicht geſchrieben, theure Mutter, weil ich von meinen erſten Eindrücken mir ſo genau, als nur möglich, Rechenſchaft ablegen wollte.

„Und dann weißt Du ja, wie ich bin: ſeit ich Dich verlaſſen habe, bin ich, wenn ich irgendwo ankomme, ganz erſtaunt, ja faſt bekümmert über die Veränderung; ich muß mich — ſo zu ſagen — an den Anblick der Dinge, von denen ich umgeben bin, erſt gewöhnen, ehe ich meine Unbefangenheit wieder finde. ...

„Die Wohnung, die ich hier inne habe, iſt ſo groß und prachtvoll, daß es mir geſtern ſchien, ich verlöre mich faſt in derſelben. ... Das flößte mir

„fast Furcht ein; .... heute fange ich an, mich „daran zu gewöhnen.

„Frau von la Rochaiguë, ihr Gatte und seine „Schwester haben mich wie ihr Kind aufgenommen, „sie überhäufen mich mit Aufmerksamkeiten und Zu„vorkommenheiten, und wenn neben der Dankbarkeit „für eine so gute Aufnahme noch ein anderes Ge„fühl Platz greifen könnte, so wäre es das Erstau„nen, mich von Personen in so ehrwürdigem Alter „mit solcher Achtung und Gefälligkeit behandelt zu „sehen.

„Herr von la Rochaiguë, mein Vormund, ist die „Güte selbst; seine Frau, die mich durch ihre zu große „Zärtlichkeit verdirbt, ist sehr munter und lebhaft, „und was Fräulein Helene, ihre Schwägerin betrifft, „so glaube ich nicht, daß es eine sanftere und heiligere „Person gibt.

„Du siehst, theure Mutter, daß Du über das „Geschick Deiner armen Ernestine ruhig seyn darfst: „umgeben von so vieler Sorgfalt, ist sie so glücklich, „als sie es noch zu seyn vermag.

„Mein einziger Wunsch wäre, mich von Herrn „von la Rochaiguë und den Seinigen besser verstan„den zu sehen; dann würden sie ohne Zweifel mich „mit weniger Ceremonie behandeln, mir nicht so viel „Complimente machen, über die ich in Verlegenheit

„komme und zu denen sie sich wahrscheinlich gezwun„gen glauben, um mir Vertrauen einzuflößen. Gute, „vortreffliche Verwandte! Jedes von ihnen sinnt da„rauf, das Liebenswürdigste zu finden, was man einem „jungen Mädchen nur sagen kann. Später, hoffe „ich, werden sie einsehen, daß sie nicht nöthig haben, „mir zu schmeicheln, um sich meine Liebe zu sichern. „Man hätte fast glauben mögen, sie seyen mir Ver„pflichtungen schuldig geworden, indem sie mich auf„nahmen. ... Das wundert mich übrigens nicht, „theure Mutter; denn wie oft hast Du mir nicht ge„sagt, daß zartfühlende Personen immer dankbar für „die Dienste schienen, die sie das Glück hätten, An„deren leisten zu können!

„Ich habe auch einige peinliche Augenblicke ge„habt, nicht durch Verschulden meines Vormunds „oder seiner Familie, sondern durch einen — so zu sa„gen — erzwungenen Umstand.

„Diesen Morgen wurde mir durch meinen Vor„mund ein Herr (mein Notar, wie ich erfuhr) mit „den Worten vorgestellt:

„„Meine theure Nichte, es ist gut, wenn Sie den „Bestand Ihres Vermögens genau kennen; ... dieser „Herr wird Sie davon unterrichten.“

„Hierauf öffnete der Herr ein Heft, das er mit-

gebracht hatte, ließ mir die letzte Seite sehen, die ganz voll Ziffern stand, und sagte:

„„Gnädiges Fräulein, nach dem genauen Aus-„zuge aus . .“ (er fügte ein Wort hinzu, dessen ich „mich nicht mehr erinnere) „belaufen sich Ihre Ein-„künfte auf ungefähr drei Millionen einmal-„hundert zwanzig tausend Franken, was „also täglich beinahe achttausend Franken be-„trägt. Nicht mehr, nicht weniger,“ sezte der Notar lachend hinzu; „Sie sind also die reichste „Erbin in Frankreich.“

„Diese Worte, meine arme theure Mutter, erinnerten mich dann an das, was ich leider niemals vergesse: daß ich Waise bin, . . . daß ich allein in der Welt stehe, . . . . und unwillkührlich habe ich geweint.“

Ernestine von Beaumesnil unterbrach sich im Schreiben.

Auf's Neue strömten ihre Thränen; denn für dieses arme unschuldige Kind war . . . die Erbschaft . . nichts Anderes, als der Tod ihres Vaters, . . . ihrer Mutter. . . .

Nachdem sie ruhiger geworden, griff sie wieder zur Feder und fuhr fort:

„Und dann, Mutter, . . es ist unmöglich, Dir das „zu erklären, aber als ich erfuhr, ich habe täglich

„achttausend Franken Einkünfte, wie der Notar sagte', empfand ich großes Erstaunen, ja beinahe Furcht.

„„So viel Geld! ... Ich allein! ... Warum „das?“ sagte ich bei mir.

„Es schien mir das eine Ungerechtigkeit zu seyn.

„Was hatte ich gethan, um so reich zu seyn?

„Und dann noch diese Worte, die mich weinen „gemacht hatten: „Sie sind die reichste Erbin „in Frankreich!“ ... sie erschreckten mich jetzt „beinahe. ....

„Ja, ich weiß nicht, wie ich Dir das erklären „soll. Aber indem ich dachte, daß ich dieses unge„heure Vermögen besäße, fühlte ich mich unruhig. ... Es scheint mir, ich mußte empfinden, was die „Leute empfinden, welche einen Schatz haben und „welche bei dem Gedanken erzittern, daß sie Gefahr „liefen, bestohlen zu werden.

„Und dann, ... nein, ... dieser Vergleich ist „nicht gut; denn ich habe nie an dem Gelde gehan„gen, das Du und mein Vater mir jeden Monat zu „meinem Spielereien gabt. ...

„Mein Gott, theure Mutter, ich zergliedere nur schlecht die Empfindungen, die ich habe, wenn ich an das denke, was sie meine Reichthümer nennen. ... Das ist unwillkürlich und mir selbst

unerklärbar; vielleicht werde ich mich daran gewöhnen, anders zu denken.

„Indessen bin ich bei vortrefflichen Verwandten. „.. Was habe ich zu fürchten? Es ist eine Kinderei „von meiner Seite, ... ohne Zweifel; .... aber „wem darf ich Alles sagen, wenn nicht Dir, theure „Mutter? Herr von la Rochaiguë und die Seinigen „sind ausgezeichnet gut gegen mich; aber ich werde „nie auf vollkommen vertrautem Fuß mit ihnen stehen. „Du weißt es, ausgenommen für Dich und meinen „Vater, war ich von Natur aus von jeher zurückhaltend, und oft mache ich mir Vorwürfe, daß ich mit „meiner guten Lainé nicht vertrauter zu werden vermag, die doch schon seit mehreren Jahren „in meinen Diensten steht. Diese Vertraulichkeit „ist mir unmöglich, und doch bin ich nichts weniger „als stolz. ..“

Indem Ernestine dann auf den Widerwillen anspielte, den sie in Folge der Verleumdungen der Betschwester gegen Herrn von Maillefort empfand, fuhr sie fort:

„Ich bin diesen Abend grausam ... berührt worden; aber es handelt sich von einer so unwürdigen „Sache, ... daß ich, ... aus Ehrfurcht für Dich, „meine theure Mutter, ... es nicht niederschreiben

„will. Auch werde ich, wie ich glaube, nicht den „Muth dazu haben.

„Gute Nacht, theure Mutter! Morgen früh und „die folgenden Tage werde ich um neun Uhr die Messe „mit Fräulein von la Rochaiguë besuchen; sie ist so „gut, daß ich es ihr nicht abschlagen wollte. ... Doch „meine wahren Gebete, arme, theure Mutter, sind „die, welche ich in der Stille und Einsamkeit zum „Himmel emporsende. Morgen und die folgenden Tage „werde ich, verloren in der Menge so vieler Gleich„gültigen, für Dich beten; aber wenn ich allein „bin, wie in dieser Stunde, wenn alle meine Gedan„ken, meine ganze Seele, sich zu Dir erheben, dann „bete ich zu Dir, wie man zu Gott betet, .... gute und heilige Mutter!!"

Nachdem die Waise ihr Album wieder in das Pult verschlossen hatte, dessen Schlüssel sie stets an einem Bande um den Hals trug, legte sie sich nieder und schlief mit ruhigerem, getrösteterem Herzen ein, seitdem sie ... ihre unschuldigen Gefühle in die Brust einer, leider ... nun unsterblichen ... Mutter ausgeschüttet hatte.

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem Herr von Maillefort dem Fräulein von Beaumesnil zum erstenmale vorgestellt worden war, saß der Commandant Bernard mit leidender, aber ergebener Miene in dem Fauteuil, das er von Olivier zum Geschenk erhalten hatte.

Traurig betrachtete der alte Seemann an dem schönen Sommermorgen durch das Fenster des Zimmers seine ausgetrockneten Rabatten, die vom Unkraut überwuchert würden; denn seit einem Monat hatten sich zwei der alten Wunden des Seemanns wieder geöffnet und bannten ihn an sein Fauteuil, so daß er sich nicht mit seinem lieben Gärtchen beschäftigen konnte.

Die Haushälterin saß, mit Näharbeit beschäftigt, neben dem Commandanten, und ohne Zweifel hatte sich Frau Barbançon in den letzten Augenblicken ihren gewöhnlichen Schmähungen gegen Buônapartè

überlassen; denn sie sagte zu dem Veteranen mit dem Tone heftigen Unwillens:

„Ja, mein Herr, ... roh, ... roh, ... er aß es ganz roh“ ...

Der Veteran konnte, wenn seine stechenden Schmerzen nachließen, sich nicht enthalten, bei den Erzählungen der Haushälterin zu lächeln; deshalb entgegnete er:

„Was! .... was aß er roh, dieser verteufelte korsische Währwolf, ... was aß er roh, Mama Barbançon?“

„Sein Fleisch, mein Herr! Ja, am Vorabende einer Schlacht ... aß er es roh, ... sein Fleisch! Und wissen Sie, warum?“

„Nein,“ sagte der Veteran, indem er sich mühsam in seinem Fauteuil umwandte, „ich errathe nicht“ ...

„Um sich noch wilder zu machen, der Unglückliche! Um den Muth zu haben, seine Soldaten durch den Feind umbringen zu lassen, ... besonders die jungen Gardejäger,“ fügte die grollende Haushälterin seufzend hinzu. „Und das Alles in der Absicht, Kanonenfutter daraus zu machen — wie er es nannte — und die Conscription zu vermehren, um Frankreich zu entvölkern, .... wo er keinen

einzigen Franzosen mehr sehen wollte. . . . Das war sein Plan.“ . . .

Bei dieser Tirade, welche die Haushälterin in einem Athemzuge herausstieß, brach der Commandant in lautes Lachen aus und sagte:

„Mama Barbançon, eine einzige Frage: wenn Buônapartè keinen einzigen Franzosen mehr in Frankreich sehen wollte, über was, beim Teufel, hätte er dann regiert?“

„Ei, mein Gott!“ sagte die Haushälterin, indem sie ungeduldig die Achseln zuckte, als sey sie von Jemand gefragt worden, warum es am hellen Mittage Tag sey, „er hätte dann über die Neger regiert.“

Dies war ein so wunderlicher und unerwarteter Einfall, daß der Commandant einen Augenblick ganz bestürzt dasaß, ehe er mit lautem Lachen entgegnete:

„Wie so über die Neger? Ueber welche Neger?“

„Nun, über die Neger in Amerika mein Herr, mit denen er unter einer Decke steckte, so daß sie, während er auf seiner Felseninsel war, einen unterirdischen Kanal gruben, der in Champ-d'-Esile anfing, sich unter Sanct Helena hinschlängelte und in den Hauptort des Reiches der andern Neger, der Freunde der ersteren, auslief. Auf diese Weise wollte Bûonapartè an ihrer Spitze mit seinem ab-

scheulichen Roustan zurückkehren, um ganz Frankreich zu plündern."

„Mama Barbançon," sagte der Veteran mit Bewunderung, „zu dieser Höhe haben Sie sich noch nie emporgeschwungen. ..."

„Dabei ist gar nichts zu lachen, mein Herr. ... Wollen Sie noch einen Beweis, daß das Ungeheuer unaufhörlich daran dachte, die Franzosen durch Neger zu ersetzen?"

„Ja, wenn ich bitten darf, Mama Barbançon," sagte der Veteran, indem er die Thränen abtrocknete, die ihm das Lachen ausgepreßt hatten; „lassen Sie den Beweis hören?"

„Nun, mein Herr, hat man nicht zu allen Zeiten gesagt, daß Ihr Buônapartè die Franzosen wie Neger behandle?"

„Bravo, ... Mama Barbançon."

„Nun, das ist wohl ein genügender Beweis, daß er, anstatt Franzosen, alle Neger unter seiner Gewalt haben wollte?"

„Gnade, ... Mama Barbançon!" rief der arme Commandant, der sich vor Lachen in seinem Fauteuil krümmte, „zu viel ist zu viel, ... das thut wehe ... am Ende. ..."

Auf zweimaliges heftiges Schellen an der Glocke der Hausthüre sprang die Haushälterin auf und ließ

den Commandanten in seinem Lachkrampfe allein, indem sie mit den Worten hinwegeilte:

„Der schellt ja, als wäre er Herr im Hause!"

Und sie schloß die Thüre zu dem Zimmer des Commandanten und öffnete dem neuen Besuche das Haus.

Dieser Besuch war ein dicker Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der die Uniform eines Unterlieutenants der Nationalgarde trug. Die Uniform stand hinten übermäßig auseinander und war über einem ungeheuern Bauche zugeschnürt, auf dem sich zwei mächtige Berlocken wiegten.

Die Person hatte eine fürchterliche Bärenmütze auf dem Kopfe, die bis über die Augen hereinfiel, und ein feierliches, aufgeblasenes und selbstgefälliges Aussehen.

Bei diesem Anblicke runzelte Frau Barbançon die Stirne und sagte, wenig imponirt durch die Würde und den Rang dieses Bürgersoldaten, mit beißendem und wenig schmeichelhaftem Tone des Erstaunens:

„Wie, Sie sind schon wieder da?"

„Es wäre doch seltsam, wenn ein Eigenthümer ... (das Wort: Eigenthümer wurde mit unaussprechlicher Majestät betont) nicht in sein Haus kommen dürfte, ... wenn" ...

„Sie sind hier für jetzt ... nicht in Ihrem Hause,

... da Sie es an den Commandanten vermiethet haben."

„Wir haben heute den siebzehnten, und mein Portier hat mir die gedruckte Quittung über den Miethbetrag zurückgebracht, da er denselben nicht erhalten hat; ... deshalb bin ich .."

„Man weiß das; es ist ja seit zwei Tagen nun schon das dritte Mal, daß Sie darauf zurückkommen. Wollen wir Sie denn um Ihre Miethe bringen? Man wird sie Ihnen zahlen, sobald man kann, .... und damit fertig ...."

„Sobald man kann! Ein Eigenthümer läßt sich nicht mit dieser Affenmünze abspeisen. .."

„Sie sind selbst ein Affe, ... Sie, der kein anderes Wort im Munde führt, als das Wort: Eigenthümer. ... Weil Sie während zwanzig Jahren Pfeffer unter den Brantwein, Cichorien unter den Kaffee, Sandsteine unter den Farin gemischt und die Lichter in siedendes Wasser getaucht haben, um den Talg abzuschmelzen, ohne daß man es merke, ... und weil sie mit solchen netten Geschichten Häuser auf dem Pflaster von Paris gekauft haben, brauchen Sie wirklich nicht so stolz zu seyn. Hören Sie?"

„Ich war Gewürzkrämer, habe mich durch meinen

Handel bereichert und rühme mich dessen, .... Madame!"

„Dazu sehe ich gar keinen Grund; ... und wenn Sie reich sind, wie können Sie so unverschämt seyn, um eines armseligen Miethbetrags willen, des einzigen rückständigen in drei Jahren, einen braven Mann, wie den Commandanten, so zu hetzen?"

„Das Alles kümmert mich wenig: mein Geld, oder ich klage! ... Es ist erstaunlich, ... die Miethe nicht zu zahlen, und obendrein noch einen Garten haben zu müssen. ... Was das für Leute sind!"

„Halten Sie ein, Herr Bouffard, treiben Sie mich nicht zum Aeußersten, oder Sie werden sehen!!! Man braucht einen Garten! Ein braver Mann, der mit Wunden bedeckt, .. und dessen einziges, armseliges, kleines Vergnügen dieses Gärtchen ist. Sehen Sie ... wenn Sie, anstatt in Ihrem Comptoir zu bleiben und die Käufer zu betrügen, den Krieg mitgemacht hätten, wie der Commandant, .. und an allen vier Enden der Welt, in Rußland und überall Ihr Blut vergossen hätten, ... Sie würden dann auch Häuser auf dem Pflaster von Paris haben! ... Ja, schau', woher sie kommen! ... Und doch ist das Gerechtigkeit!!"

„Einmal, ... zweimal, Sie können mich heute ebensowenig bezahlen, als gestern?“

„Dreimal, ... hundertmal, ... tausendmal: nein; der Commandant konnte, seit seine Wunden sich wieder geöffnet haben, nur mit Hülfe von Opium schlafen, ein Mittel, das so theuer wie Gold ist, und die hundert fünfzig Franken Miethgeld sind dafür und für den Besuch des Arztes aufgegangen. ...“

„Ihre Gründe kümmern mich wenig; die Eigenthümer würden bald zu Grunde gehen, wenn sie auf das Gewäsche der Miethsleute hörten. Es ist gerade wie in meinem Hause in der Straße Monceau, woher ich eben komme. Das ist auch so eine gute Kundschaft, ... eine Musiklehrerin, ... eine Vettel, die eben so wenig ihre Miethe bezahlen kann, weil sie, — wie sie sagt — zwei Monate krank war und ihre Stunden nicht geben konnte ... wie gewöhnlich! Alles das sind nur Ausflüchte! Wenn man krank ist, ... geht man in das Spital, und dann ist man im Stande, seine Miethe zu bezahlen....“

„In das Spital! Allmächtiger Gott! Der Commandant Bernard in das Spital!“ rief die Haushälterin außer sich. „Aber wenn ich Lumpensammlerin werden müßte, um in der Nacht mein Brod zu verdienen und ihn am Tage zu pflegen, ... würde der Commandant ... nicht in das Spital gehen.

Verstehen Sie? Und Sie, ... Sie stehen nahe daran, .... dahin zu kommen, wenn Sie sich nicht schnell packen, ... und das gleich; denn Herr Olivier wird bald zurückkehren, und er wird Ihnen mehr Fußtritte auf Ihren Wanst geben, als Ihre Bärenmütze Haare hat."

„Ich möchte doch auch sehen, daß ein Eigenthümer in seinem eigenen Hause so schändlich behandelt würde. Aber brechen wir ab: ... ich werde um vier Uhr wieder kommen; wenn die hundert und fünfzig Franken dann nicht bereit liegen, klage ich und lege Beschlag auf Alles."

„Und ich werde meine Feuerschaufel nehmen, um Sie damit zu empfangen, wenn Sie noch einmal kommen. Das ist meine Politik!"

Und die Haushälterin schlug Herrn Bouffard die Thüre vor der Nase zu und kehrte zu dem Commandanten zurück. Zwar war sein Lachkrampf verschwunden, aber er war doch sehr guter Laune geblieben; deshalb sagte er bei dem Anblicke seiner Vertrauten, deren Wangen noch vor Zorn glühten und die heftig und brummend die Thüre zuschlug:

„Nun, Mama Barbançon, haben Sie Ihre Wuth gegen Buônapartè noch nicht erschöpft? Beim Teufel! mit wem haben Sie es denn noch zu thun?"

„Mit wem ich es noch zu thun habe? Mit Ei-

nem, der nicht besser ist, als Ihr Kaiser. ... Die Zwei machen ein Paar, wahrhaftig!"

„Wer macht denn ein Paar mit dem Kaiser, Mama Barbançon?"

„Beim Henker, ... es ist ..."

Aber die Haushälterin unterbrach sich. „Armer guter Mann," dachte sie, „ich würde ihn tödtlich betrüben, wenn ich ihm sagte, daß die Miethe nicht bezahlt, ... daß Alles für seine Krankheit aufgegangen ist, ... selbst sechzig Franken von mir. ... Warten wir auf Herrn Olivier; vielleicht bringt er gute Nachrichten."

„Aber was, beim Teufel, murmeln Sie denn da, anstatt mir zu antworten, Mama Barbançon?" sagte der alte Seemann. „Etwa eine neue Geschichte? Vielleicht die des kleinen rothen Mannes, die Sie mir immer versprachen?"

„Ach, Gott sey Dank, ... nun kommt glücklicherweise Herr Olivier," sagte die Haushälterin, als sie aufs Neue, nur dieses Mal etwas sanfter, schellen hörte. „Herr Olivier," fügte sie hinzu, „würde niemals so unmenschlich schellen, als dieser unverschämte Eigenthümer!"

Frau Barbançon ließ ihren Herrn von Neuem allein und eilte nach der Thüre; es war in der That der Neffe des Commandanten.

„Nun, Herr Olivier?“ sagte die Haushälterin angstvoll.

„Wir sind gerettet,“ antwortete der junge Mann, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte; „mein wackerer Maurermeister konnte nur mit Mühe das Geld auftreiben, das er mir schuldete; denn ich hatte ihm nichts davon gesagt, daß ich es so bald bedürfe. Doch da sind nun die zweihundert Franken,“ sagte Olivier, indem er der Haushälterin einen Sack übergab.

„Ach, welch' ein Dorn ist mir aus dem Fuße, Herr Olivier!“

„War der Eigenthümer schon wieder da?“

„Eben ist er fortgegangen, der Schuft! Aber ich habe ihn tüchtig abgetrumpft!“

„Meine liebe Frau Barbançon, wenn man etwas schuldig ist, muß man es bezahlen. ... Aber hat doch mein armer Onkel nichts gemerkt?“

„Glücklicherweise nicht das Mindeste; .... der liebe Mann!“

„Desto besser!“ sagte Olivier.

„Ach, welch' herrliche Idee!“ rief die rachsüchtige Haushälterin, indem sie das Geld zählte, das ihr Olivier eben übergeben hatte, ... „eine herrliche Idee!“

„Was für eine Idee, Frau Barbançon?“

Dieser Schuft von einem Eigenthümer will um vier Uhr zurückkommen, ich werde ein gutes Feuer in meiner Küche anzünden und die hundertundfünfzig Franken hineinlegen. Kommt dieser abscheuliche Bouffard, so lasse ich ihn einen Augenblick warten; ich gehe dann in die Küche, fische mit der Feuerzange die glühenden Geldstücke heraus, schichte sie auf dem Tisch auf und sage zu dem Eigenthümer: „Hier ist Ihr Geld, ... „nehmen Sie es!" ..." Nicht wahr, Herr Olivier, das ist herrlich? Das Gesetz verbietet das nicht?"

„Beim Teufel, Mama Barbançon," sagte Olivier lachend, „Sie sind ja fürchterlich aufgebracht auf die reichgewordenen Krämer. Doch es ist besser, Sie sparen Ihre Kohlen und geben Herrn Bouffard ganz einfach seine hundert und fünfzig Franken."

„Herr Olivier, Sie sind zu gut; ... lassen Sie mich ... diesem Schelm ein wenig die Fingerspitzen braten."

„Bah! er ist mehr dumm, als boshaft!"

„Gehen Sie, Herr Olivier, er ist beides, halb Esel halb Affe."

„Aber wie befindet sich mein Onkel diesen Morgen? Ich bin früh ausgegangen, ... er schlief noch, und ich wollte ihn nicht wecken."

„Es geht ihm besser; denn wir haben uns we-

gen seines Ungeheuers gestritten, und dann hat Ihre Rückkehr auf den würdigen Mann .... eine bessere Wirkung hervorgebracht, als alle Arzneitränke der Welt. Sehen Sie, Herr Olivier, wenn ich denke, daß ohne Ihre zweihundert Franken ... dieser abscheuliche Bouffard uns in drei oder vier Tagen hätte auspfänden lassen! Und Gott weiß was die ganze Geschichte werth ist; denn während der schweren Krankheit des Commandanten vor drei Jahren sind die sechs Bestecke und sein Becher darauf gegangen. ..."

„Meine gute Frau Banbançon, sprechen Sie nicht davon, ich möchte närrisch werden; denn wenn mein halbjähriger Urlaub zu Ende ist, werde ich nicht mehr hier seyn. Was heute sich ereignet hat, kann sich morgen wiederholen, und .... dann? ... Sehen Sie, ... ich darf nicht daran denken, ... es ist zu traurig."

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke aus dem Zimmer des Commandanten.

Bei diesem Tone sagte die Haushälterin zu dem jungen Mann, dessen Physiognomie einen schmerzlichen Ausdruck annahm:

„Der Commandant klingelt. ... Um Gotteswillen, Herr Olivier, machen Sie kein so trauriges Gesicht; er möchte sonst Argwohn schöpfen."

„Seyen Sie ruhig. Aber a propos, ... Gerald wird diesen Morgen kommen, führen Sie ihn herein!"

„Gut, gut, Herr Olivier, gehen Sie nur schnell zum Herrn; indessen will ich Ihr Frühstück bereiten. Ach, Herr Olivier," sagte die Haushälterin mit einem Seufzer, ... „Sie werden sich begnügen müssen ... mit ..."

„Wackere und würdige Frau," antwortete der junge Soldat, ohne sie ausreden zu lassen, „habe ich nicht immer genug? Weiß ich nicht, daß Sie sich um meinetwillen berauben? ..."

„Warum nicht gar! ... Aber hören Sie, der Herr schellt schon wieder, ... eilen Sie doch! ..."

Und Olivier ging eiligst zu dem Commandanten hinein.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Bei dem Anblicke Oliviers erheiterten sich die Züge des alten Seemanns; da er sich nicht aus seinem Fauteuil erheben konnte, streckte er seinem Neffen liebevoll beide Hände entgegen und sagte:

„Guten Tag, mein Kind."

„Guten Tag, mein Onkel."

„Aber ich muß mit Dir zanken."

„Mit mir, mein Onkel?"

„Gewiß. ... Vorgestern erst angekommen, läufst Du beinahe noch vor Tagesanbruch schon wieder fort. ... Heute Morgen wache ich auf, ... ganz glücklich, nicht mehr allein aufzuwachen, wie seit zwei Monaten; ... ich sehe nach Deinem Bette hinüber, .... da war kein Olivier mehr, ... der Vogel war schon ausgeflogen!!"

„Aber, mein Onkel ..."

„Aber, mein Junge, von Deinem Urlaub hast Du mir fast zwei Monate durch Deine Abwesenheit gestohlen; eine Uebermasse von Geschäften mit Deinem

Maurermeister, hast Du mir gesagt; mag seyn! Aber mit dem Gewinne dieser zwei Monate bist Du ja nun reich, mußt Du wenigstens Millionaire seyn; von nun an also will ich Dich genießen, ich finde, Du hast jetzt genug Geld verdient, um so mehr, da Du doch nur für mich arbeitest. Unglücklicherweise kann ich Dich nicht hindern, mir Geschenke zu machen, und Gott weiß, was Du mit Deinen Millionen schon jetzt wieder im Sinne hast; ... aber ich erkläre Dir, daß, wenn Du mich von nun an so oft allein lässest, ... wie vor Deiner Abreise, ... ich nichts, durchaus nichts mehr von Dir annehmen werde."

„Mein Onkel, hören Sie mich an..."

„Du hast nur noch zwei Monate Urlaub, ... und diese Zeit will ich mir ungeschmälert zu Nutze ziehen. Wozu denn so arbeiten, wie Du es thust? Glaubst Du etwa, bei einer Schatzmeisterin wie Mama Barbançon sey meine Kasse nicht immer gut versehen? Erst vor drei Tagen sagte ich zu ihr: „Nun, Frau Intendantin, wie stehen wir?" — „Seyen Sie ruhig, mein Herr," antwortete sie, „seyen Sie ruhig: wenn auch nicht viel da ist, ist „doch immer etwas da!" Ich hoffe, man kann vollkommen ruhig seyn, wenn ein Kassier diese Antwort gibt."

„Nun mein Onkel!“ sagte Olivier, der dieses Gespräch, das ihn traurig und verlegen machte, abbrechen wollte, „ich verspreche Ihnen, Sie von nun an so wenig, als möglich zu verlassen. Doch zu etwas Anderem! ... Können Sie diesen Morgen Gerald empfangen?“

„Natürlich! Ach! ... was für ein gutes und aufrichtiges Herz hat dieser junge Herzog! Wenn ich denke, daß er während Deiner Abwesenheit mich mehrere Male besucht und eine Cigarre mit mir geraucht hat! Ich litt die Qualen eines Verdammten, ... aber seine Anwesenheit milderte etwas meine Schmerzen. „Olivier ist nicht hier, mein „Commandant,“ sagte der würdige Junge; „also „habe ich die Ehrenwache bei Ihnen!““

„Guter Gerald!“ sagte Olivier gerührt.

„Ja, .. er ist gut; denn ... als ein junger Mann aus der vornehmen Welt seine Vergnügungen, seine Maitressen, seine Freunde zu verlassen, um eine oder zwei Stunden bei einem alten Podagristen, wie ich, zuzubringen, das verräth ein gutes Herz! Aber ich bin nicht eingebildet, .. ich weiß wohl, daß Gerald mich um Deinetwillen so oft besuchte, mein braver Junge, ... weil er dachte, daß es Dir Vergnügen machen würde“

„Nein, nein, mein Onkel, ... gewiß er kam um Ihretwillen allein ..."

„Nun! ... Nun! ..."

„Er wird Ihnen das gleich selbst sagen; denn er schrieb mir gestern, ob er uns heute Morgen antreffen würde."

„Leider trifft er mich nur zu sicher an; ich kann mich in meinem Fauteuil nicht rühren, und Du hast dort einen traurigen Beweis meiner Unthätigkeit," sagte der alte Seemann, indem er seinem Neffen seine ausgetrockneten und von Unkraut überwucherten Rabatten zeigte; „mein armes Gärtchen ist durch die übermäßige Hitze ganz verdorrt. Mama Barbançon ist zu schwach, und überdies ... hat meine Krankheit die würdige Frau ganz erschöpft. Ich hatte davon gesprochen, über den andern Tag den Portier für ein kleines Trinkgeld kommen zu lassen; aber Du hättest sehen sollen, wie sie das aufnahm. „Fremde in das Haus nehmen," rief sie, „um Alles „plündern und stehlen zu lassen!" Nun Du kennst sie ja, dieses vortreffliche Teufelsweib: ... ich wagte nicht mehr darauf zu bestehen. Du siehst auch, in welchem Zustande meine lieben Rabatten sind, die vor Kurzem noch in voller Blüthe standen."

„Beruhigen Sie sich, mein Onkel, .. nun bin ich zurück, ich werde Ihr erster Gärtnerbursche seyn,"

sagte Olivier munter; „ich hatte schon daran gedacht, und ohne ein Geschäft, das mich heute am frühen Morgen auszugehen zwang, würden Sie beim Erwachen Ihren Garten vom Unkraut befreit und frisch wie einen thaubenetzten Blumenstrauß gefunden haben. Aber morgen früh, ... doch genug, ... ich sage weiter nichts. ..."

Eben wollte der Commandant Gerald seinen Dank aussprechen, als Frau Barbançon die Thüre öffnete und fragte, ob Herr Gerald eintreten könne.

„Ob er eintreten kann, ... das will ich meinen!" rief der alte Seemann munter, während Olivier seinem Freunde entgegen ging.

Bald kehrten Beide zurück.

„Endlich, Gott sey Dank, Herr Gerald," sagte der Veteran, zu dem jungen Herzog, auf Olivier zeigend, „hat sein Maurermeister ihn uns zurückgegeben!"

„Ja, mein Commandant, und das nur mit Mühe," erwiederte Gerald. „Dieser verteufelte Olivier wollte höchstens vierzehn Tage ausbleiben, ... und nun fehlt er uns schon zwei volle Monate!"

„Es war aber auch ein Chaos ohne Ende in den Arbeitsrechnungen dieses braven Mannes," versetzte Olivier;" dann hat mir auch der Schloßverwalter, ... der meine Schrift schön und meine Zahlen gerade

untereinanderstehend fand, vorgeschlagen, einige Rechnungen für ihn in Ordnung zu bringen, ... was ich mit Vergnügen annahm." Aber nun, ... weil ich gerade daran denke, fügte Gerald bei, indem er eine Erinnerung zurückzurufen schien, „weißt Du Gerald, wem jenes prachtvolle Schloß gehört, auf dem ich zwei Monate zubrachte?"

„Nein. . . Wem denn?"

„Nun! Deiner Marquise von Carabas!"

„Welcher Marquise von Carabas?"

„Jener reichen Erbin, von welcher wir vor meiner Abreise sprachen. Erinnerst Du Dich?"

„Fräulein von Beaumesnil!" rief Gerald erstaunt.

„Richtig. .. Dieses herrliche Landgut, das hundert und zwanzigtausend Livres Renten abwirft, gehört ihr. Es scheint, diese kleine Millionärin hat solche Landgüter dutzendweise. .. "

„Entschuldigung!" sagte der Veteran, „ich komme immer darauf zurück: was Teufel soll man mit so viel Geld anfangen?"

„Ach, bei Gott! ..." sagte Gerald, „dieses Zusammentreffen ist seltsam! .. Es ist mir unbegreiflich!"

„Was ist denn so Seltsames dabei, Gerald?"

„Das, daß es sich um eine Heirath zwischen Fräulein von Beaumesnil und mir handelt."

„Ei, Herr Gerald," sagte der Veteran einfach, „die Lust, sich zu verheirathen, ist Ihnen also gekommen, seit ich Sie das letzte Mal sah. ..."

„Du liebst also Fräulein von Beaumesnil?" fragte Olivier nicht minder treuherzig.

Von diesen Fragen anfänglich überrascht, versetzte Gerald nach kurzem Nachdenken:

„Es ist richtig, ... Sie müssen so sprechen, mein Commandant, ... auch Du, Olivier, ... und Sie beide allein unter allen meinen Bekannten, ... ja; denn hätte ich zu tausend Anderen gesagt: „Man „schlägt mir vor, die reichste Erbin in „Frankreich zu heirathen," so würden alle tausend, ohne sich um das Uebrige zu bekümmern, mir geantwortet haben: „Heirathen Sie, ... das „ist eine herrliche Partie; ... heirathen „Sie!""

Und nach einer neuen Pause fuhr Gerald fort:

„Man sieht da, was Geradheit ist, ... und doch, wie selten trifft man sie! ..."

„Meiner Treu!" erwiderte der Veteran, „ich glaubte nicht, Herr Gerald, Ihnen etwas so Seltsames gesagt zu haben. ... Olivier denkt wie ich, nicht wahr, mein Junge?"

„Ja, mein Onkel. ... Aber was hast Du denn, Gerald? Du wirst nachdenkend!"

„Es ist wahr; ... höre auch warum,“ sagte der junge Herzog, dessen Züge einen ernsteren Ausdruck als gewöhnlich annahmen. „Ich bin diesen Morgen in der Absicht gekommen, meine Heirathspläne dem Commandanten und Dir, Olivier, als meinen besten und aufrichtigsten Freunden mitzutheilen.“

„Was das betrifft, so haben Sie keine besseren, Herr Gerald,“ sagte der Veteran.

„Ich bin davon überzeugt, mein Commandant; auch ... sagt mir ein geheimes Gefühl, daß ich doppelt gut daran thue Ihnen meine Pläne anzuvertrauen.“

„Das ist ganz einfach,“ sagte Olivier zu dem Commandanten, „was für Gerald von Interesse ist, ... ist es auch für uns. ...“

„So hören Sie denn, was vorgefallen ist,“ sagte Gerald, indem er die Worte seines Freundes durch eine herzliche und dankende Geberde erwiderte: „Gestern hat mir meine Mutter, geblendet durch das unermeßliche Vermögen des Fräuleins von Beaumesnil, den Vorschlag gemacht, .... diese junge Person zu heirathen; ... meine Mutter glaubt, des Erfolgs gewiß zu seyn, wenn ich ihren Rathschlägen folgen will; aber, indem ich an mein gutes Junggesellenleben und meine Unabhängigkeit dachte, habe ich es Anfangs ausgeschlagen.“

„Beim Henker!“ sagte der alte Seemann, „Sie hatten keinen Geschmack am Heirathen, ... Millionen von Millionen durften also Ihren Entschluß nicht ändern. ...“

„Warten Sie, mein Commandant,“ erwiderte Gerald, einigermaßen in Verlegenheit, „meine Weigerung hat meine Mutter erbittert, ... sie nannte mich einen Verblendeten, einen Wahnsinnigen; dann folgte auf ihren Zorn eine so tiefe Betrübniß, daß ich, als ich sie über meine Weigerung untröstlich sah ...“

„Du nahmst diese Verbindung an?“ sagte Olivier.

„Ja,“ antwortete Gerald.

Und als er eine Bewegung des Erstaunens sah, welche der alte Seemann nicht verbarg, fuhr Gerald fort:

„Mein Commandant, mein Entschluß setzt Sie in Erstaunen?“

„Ja, Herr Gerald.“

„Und warum? Sprechen Sie ohne Rückhalt!“

„Nun! Herr Gerald, wenn Sie sich entschlossen, sich wider Ihre Neigung zu verheirathen,“ antwortete der alte Seemann mit liebevollem, aber festem Tone, „und das nur in der Absicht, Ihre Mutter nicht zu betrüben, so glaube ich, daß Sie Unrecht daran thun; ... denn über kurz oder lang wird Ihre Frau unter dem Zwange leiden, den Sie sich

heute auferlegen, ... und man muß sich nicht verheirathen, um eine Frau unglücklich zu machen. ... Ist das nicht auch Deine Ansicht, Olivier? ..."

„Es ist auch meine Ansicht, mein Onkel."

„Aber, mein Commandant, soll ich meine Mutter, die ihre ganze Hoffnung auf diese Verbindung setzt, weinen sehen?"

„Aber wollen Sie Ihre Gattin weinen sehen, Herr Gerald? ... Ihre Mutter besitzt wenigstens Ihre Zärtlichkeit, um sich zu trösten; aber wer wird ... Ihre Frau, die eine arme Waise ist, trösten? Niemand, ... oder vielmehr sie wird es machen, wie so viele Andere, ... sie wird sich mit Liebhabern trösten, die weit unter Ihnen stehen, Herr Gerald, ... Sie werden sie dann quälen, ... sie vielleicht verächtlich machen, ... und das ist ein weiteres Unglück, das dem armen Geschöpfe bevorsteht."

„Der junge Herzog senkte das Haupt und antwortete nichts.

„Sie sehen, Herr Gerald," fuhr der Commandant fort, „Sie haben uns gebeten, aufrichtig zu seyn, ... und wir sind es, weil wir Sie aufrichtig lieben. .."

„Ich habe an Ihrer Aufrichtigkeit nicht gezweifelt, mein Commandant; auch muß ich Ihnen zu meiner Vertheidigung gestehen, daß ich, indem ich

meine Einwilligung zu dieser Verbindung gab, nicht bloß dem Drange gewichen bin, den Wünschen meiner Mutter zu entsprechen, ... sondern daß mich auch ein anderes Gefühl dabei geleitet hat, ... und dieses Gefühl, ich halte es für edel. Du erinnerst Dich, Olivier, daß ich Dir von Macreuse erzählte?"

„Von dem elenden Schuft, der den jungen Vögeln mit Stecknadeln die Augen ausbohrte," rief der Veteran, dem dieser Umstand besonders aufgefallen und im Gedächtnisse geblieben war, „von dem Heuchler, der nun in die Reihen der Pfaffenknechte getreten ist?"

„Derselbe, mein Commandant! Nun, er ist einer von den Bewerbern um die Hand des Fräuleins von Beaumesnil."

„Macreuse!" rief Olivier. „Ach! armes junges Mädchen! ... Aber er hat keine Aussicht, nicht wahr, Gerald?"

„Meine Mutter sagt: nein; aber ich, ich fürchte: ja; denn die ganze Pfaffenschaft unterstützt diesen Macreuse, und zwar mit aller Macht."

„Einem solchen Schuft ... sollte es gelingen!" rief der Veteran; „das wäre unwürdig!"

„Und eben, weil ich mich darüber entrüstet und empört fühlte, wie Sie, mein Commandant, habe ich, schon erschüttert durch den Kummer meiner

Mutter, mich zu dieser Heirath entschlossen, um dem elenden Macreuse diesen Streich zu spielen.“ ...

„Aber dann, Herr Gerald,“ sagte der Veteran, „haben Sie überlegt, nicht wahr, daß ein ehrlicher Junge sich nicht bloß verheirathet, um seiner Mutter zu gefallen und seinem Nebenbuhler — wäre dieser Nebenbuhler auch ein Macreuse — einen Streich zu spielen?“

„Wie, mein Commandant,“ sagte Gerald erstaunt, „es wäre besser, diesen Elenden Fräulein von Beaumesnil heirathen zu lassen, ihn, der doch nur nach ihrem Gelde lüstern ist?“

„Keineswegs,“ versetzte der Veteran; „man muß eine Unwürdigkeit zu verhindern suchen, wenn man kann, und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Gerald“ ....

„Was würden Sie thun, mein Commandant?“

„Etwas sehr Einfaches. ... Ich würde zuerst diesen Herrn Macreuse aufsuchen und ihm sagen: „Sie sind ein Schuft, und da ein Schuft keine Erbin heirathen darf, um sie unglücklich zu machen, „... so verbiete ich Ihnen, Fräulein von Beaumesnil zu heirathen, und werde Sie daran verhindern; „ich kenne sie nicht, ich denke nicht an sie, aber sie „erweckt meine Theilnahme, weil sie der Gefahr ausgesetzt ist, Ihre Frau zu werden, ... was für mich

„gerade so viel ist, als sollte sie von einem tollen „Hunde gebissen werden. Ich werde sie daher davon „unterrichten, daß Sie schlimmer sind, als ein toller „Hund.““

„So ist es recht, mein Onkel! Vortrefflich!“ sagte Olivier.

Gerald winkte seinem Freunde, den Veteranen ausreden zu lassen, und dieser fuhr fort:

„Ich würde dann ganz ehrbar Fräulein von Beaumesnil aufsuchen und ihr sagen: „Mein Fräulein, es „gibt einen gewissen Herrn Macreuse, der Sie um „Ihres Geldes willen heirathen will. Derselbe ist „eine wahre Canaille, und ich werde Ihnen das, „wenn Sie es wünschen, in seiner Gegenwart be„weisen. Machen Sie sich meinen Rath der ganz „uneigennützig ist, zu Nutze, da ich nicht entfernt die „Absicht habe, Sie zu heirathen; aber ehrliche Leute „müssen einander die Schurken bezeichnen!“ Nun, Herr Gerald,“ fügte der Veteran bei, ... „mein Mittel ist ein wenig matrosenartig, aber es ist deswegen nicht schlechter. ... Denken Sie darüber nach!“

„Wie meinst Du, Gerald?“ sagte Olivier. „Das Verfahren meines Onkels, wenn es auch etwas rauh ist, führt gerade zum Ziele. Nun, Du kennst die Welt ebenso genau, als mein Onkel und ich sie wenig

kennen. ... Kannst Du durch weniger gewaltsame Mittel denselben Zweck erreichen, wird es ohne Zweifel besser sein." ...

Gerald, der über den Verstand und die Geradheit des Veteranen immer mehr betroffen war, hatte ihm aufmerksam zugehört.

„Ich danke Ihnen, mein Commandant," sagte er, indem er ihm die Hand bot; „nach allem dem hindern Sie und Olivier mich, einen schlechten Streich zu begehen, den ich mit einem ziemlich schönen Anscheine geschmückt hatte. Meine Mutter zur glücklichsten der Frauen zu machen, Fräulein von Beaumesnil abzuhalten, das Opfer eines Macreuse zu werden: Alles das war mir zuerst herrlich erschienen. ... Ich täuschte mich, ... ich ließ die Zukunft dieses jungen Mädchens außer Rechnung, die ich so unglücklich hätte machen können, ... vielleicht unterlag ich — mir selbst unbewußt — dem Blendwerke der Erbschaft." ...

„Was das anbelangt, Gerald, täuschest Du Dich" ...

„Meiner Treu'! ich weiß es nicht, mein armer Olivier; aber, um vor jeder Versuchung geschützt zu seyn, komme ich auf meinen ersten Entschluß zurück, nicht zu heirathen. ... Ich bedaure bei dieser Veränderung meiner Pläne nur einen Umstand," fügte

Gerald traurig hinzu: „den Kummer, den ich meiner Mutter dadurch verursachen werde. Glücklicherweise wird sie später meinen Entschluß billigen.“ ...

„Höre doch, Gerald,“ sagte Olivier, der einige Augenblicke in Nachdenken versunken war, „ohne Zweifel darf man, seiner Mutter zu Gefallen, keine schlechte Handlung begehen, darin hat mein Onkel recht. .. Und doch, .. eine Mutter ... ist so etwas Herrliches; es möchte einem das Herz brechen, wenn man sie traurig und in Thränen sieht. Warum versuchst Du also nicht, ihre Wünsche zu befriedigen, ohne Deine Ueberzeugung als rechtlicher Mann zu opfern?“

„Gut, mein Junge,“ sagte der Veteran; „aber wie das anfangen?“

„Erkläre Dich deutlicher, Olivier!“

„Du hast keine Neigung zu der Ehe?“

„Nein“

„Du hast Fräulein von Beaumesnil noch niemals gesehen?“

„Niemals.“

„Du kannst sie also nicht lieben, ... das ist ganz einfach. ... Aber kannst Du wissen, ob Du sie nicht lieben würdest, wenn Du sie sähest? Das Junggesellenleben gefällt Dir über Alles; .. mag seyn! Aber warum sollte Dir Fräulein von Beaumesnil nicht Neigung für die Ehe beibringen können?“

„Es ist wahr, Du hast recht, Olivier," versetzte der Veteran; „Sie müssen das Fräulein sehen, ehe Sie sie ausschlagen, Herr Gerald, ... und vielleicht, wie Olivier sagte, werden Sie Neigung zur Ehe bekommen."

„Unmöglich, mein Commandant, diese Neigung gibt sich nicht," sagte Gerald munter, „das liegt im Blute. .. Man wird zum Gatten geboren, ... wie man einäugig oder hinkend geboren wird, und dann kommt noch ein Umstand in Betrachtung, der wichtigste von allen, an den ich jetzt erst denke: es handelt sich um die reichste Erbin in Frankreich."

„Nun, was thut das zur Sache?"

„Sehr viel," versetzte Gerald; „denn angenommen, daß Fräulein von Beaumesnil mir unendlich gefällt, daß ich mich sterblich in sie verliebe und diese Liebe von ihr erwidert wird, ... Alles das mag seyn! Aber sie bringt mir ein königliches Vermögen zu, und ich, ... ich habe nichts; denn meine armen zwölf tausend Livres Renten sind ein Wassertropfen in dem Ocean der Millionen des Fräuleins von Beaumesnil. Nun! .. Was denken Sie davon, mein Commandant? Ist es nicht erniedrigend, eine Frau zu heirathen, die Ihnen Alles gibt, während Sie nichts haben, und — wie wahr ihre Liebe auch sey — hat es nicht den Anschein, Sie verheirathe-

ten sich aus Habsucht? Wissen Sie, was man sagen würde: „Fräulein von Beaumesnil wollte gern Her„zogin seyn, Gerald von Senneterre hatte keinen „Sou, er hat seinen Namen verkauft ... und noch „obendrein seine Person in den Kauf gegeben.""

Bei diesen Worten sah der Commandant seinen Neffen mit ziemlich verlegener Miene an.

Gerald fuhr lächelnd fort:

„Ich bin überzeugt, es liegt in dieser anstößigen Ungleichheit der Vermögensumstände etwas so Verwundendes für den Stolz eines Ehrenmannes, daß Sie eben so darüber betroffen sind, als ich; ... Ihr Schweigen beweist mir das."

„Die Sache," erwiderte der Veteran nach kurzem Schweigen, „die Sache ist ganz einfach die, daß ich nicht weiß, warum mir alles das ganz natürlich scheinen würde, wenn der Mann das Vermögen zubrächte, ... und die Frau nichts hätte."

Dann fuhr der alte Seemann, gutmüthig lächelnd, fort:

„Ich sage da vielleicht eine Albernheit, Herr Gerald .."

„Im Gegentheil," unterbrach ihn Gerald; „Ihr Gedanke entspringt aus dem edelsten Zartgefühle. Man begreift es, daß ein junges Mädchen ohne Vermögen, aber reizend, voll Anmuth und guter Eigen-

schaft einen ungeheuer reichen Mann heirathet; ... alle Beide sind geachtet. Aber daß ein Mann, der nichts hat, eine Frau heirathet, die Alles hat ...."

„Ei, mein Onkel, ... und Du Gerald," unterbrach Olivier seinen Freund, dem er aufmerksam zugehört hatte, „Ihr entfernt Euch beide von der eigentlichen Frage."

„Wie so?"

„Ihr gebt zu, wie ich, daß ein armes Mädchen arm seyn ... und geachtet bleiben kann, obwohl sie einen unermeßlich reichen Mann heirathet; aber diese Achtung erlangt sie nur unter der Bedingung, daß sie den Mann, den sie heirathet, aufrichtig liebt."

„Versteht sich, sagte Gerald, .. „wenn sie einem Gefühle von Habsucht nachgibt, so ist das eine gemeine Berechnung ...."

„Und so schändlich, als es nur etwas gibt," fügte der alte Seemann hinzu.

„Nun denn," fuhr Olivier fort, „warum wäre ein armer Mann, (denn im Vergleiche zu Fräulein von Beaumesnil bist Du in der That arm, Gerald), warum, sage ich, wärest Du tadelnswerth, im Falle Du das junge Mädchen, trotz ihrer Millionen, heirathen würdest, weil Du sie aufrichtig liebtest und sie nicht weniger lieben würdest, wenn sie ohne Vermögen wäre?"

„Das ist richtig, Herr Gerald,“ sagte der Commandant, „sobald man wie ein Ehrenmann liebt und das Bewußtsein in sich trägt, nicht das Geld, sondern die Frau zu lieben, ... ist man ruhig. Was kann man sich vorzuwerfen haben? Kurz, ich rathe Ihnen, Fräulein von Beaumesnil zuerst zu sehen und dann zu entscheiden.“

„In der That,“ entgegnete Gerald, „ich glaube, daß dies der beste Entschluß ist, den ich fassen kann: er versöhnt Alles. Ach, wie gut habe ich gethan, meine Pläne mit Ihnen, mein Commandant, und mit Dir Olivier, zu besprechen!“

„Aber sagen Sie doch, Herr Gerald, gibt es wirklich unter der großen und schönen Welt nicht eine Menge Personen, die Ihnen dasselbe gesagt hätten, was ich und Olivier Ihnen sagten?“

„In der großen Welt?“ versetzte Gerald achselzuckend und fuhr dann fort: „Auch unter dem Bürgerstande ist das übrigens ganz dasselbe, wenn nicht noch schlimmer; kurz, man kennt überall nichts Anderes, als ... das Geld.“

„Und warum, beim Teufel, hätten Olivier und ich einen Vorzug und wären nicht wie alle andern Leute?“

„Warum?“ sagte Gerald gerührt; „weil Sie, mein Commandant während vierzig Jahren das

rauhe und arme, das gefährliche und uneigennützige Leben eines Seemanns geführt und sich durch dieses Leben daran gewöhnt haben, zu entsagen und sich mit Wenigem zu begnügen, weil Sie alle feilen Rücksichten, denen man in der Welt nachgibt, nicht kennen und einen Mann, der sich um des Geldes willen verheirathet, für eben so niederträchtig halten, als einen Schurken, der in Spiele stiehlt, oder im Feuer zurückweicht. Habe ich recht, mein Commandant?"

„Wahrlich! Herr Gerald, das ist ganz einfach, ... das ..."

„Ja, ganz einfach ... für Sie und Olivier; denn er hat wie ich, ja länger, als ich, jenes Soldatenleben geführt, das Selbstverleugnung und Bruderliebe lehrt; .. nicht wahr, Olivier?"

„Guter, wackerer Gerald," sagte der junge Mann, ebenso gerührt als sein Freund; „aber gestehe es nur: das Soldatenleben hat Deinen angebornen Edelmuth nur mehr entwickelt, aber es hat ihn Dir nicht gegeben. Du allein vielleicht unter so vielen jungen Leuten Deines Ranges warst im Stande, es für eine Feigheit zu halten, wenn Du einen armen Teufel in den Krieg schicktest, um sich für Dich tödten zu lassen, ... Du allein unter so vielen Anderen trägst Bedenklichkeiten in Beziehung auf eine Ver-

bindung, die alle Uebrigen eingehen würden, gleichviel um welchen Preis!" ...

„Fängst Du jetzt nicht gar an, mir Complimente zu machen?" antwortete Gerald lächelnd. „Nun, es ist beschlossen: ich werde Fräulein von Beaumesnil sehen, ... die Umstände werden das Uebrige thun. ... Meine Linie ist gezogen, und ich werde sie nicht überschreiten, das schwöre ich Ihnen" ....

„Bravo, mein theurer Gerald," sagte Olivier munter, „ich sehe Dich schon verheirathet, verliebt und glücklich in Deiner Häuslichkeit; das ist ein Glück, das am Ende wohl eben soviel werth ist, als ein anderes. Und ich, der ich von Deinen Plänen nichts wußte, hatte gestern bei meiner Ankunft Frau Herbaut um die Erlaubniß gebeten, ihr einen würdigen Jungen, einen alten Regimentscameraden, vorstellen zu dürfen, und Frau Herbaut hatte, ... auf mein allmächtiges Vorwort, eingewilligt, Dich zu empfangen."

„Wie! sie hatte eingewilligt," sagte Gerald lachend; „betrachtest Du mich denn schon als todt und begraben. Du kannst wohl sagen: sie hat eingewilligt, und ich stehe Dir dafür, ich werde von dieser Einwilligung Gebrauch machen."

„Wie, ... Du willst?"

„Gewiß."

„Aber Deine Heirathspläne?"

„Ein Grund mehr!"

„Erkläre Dich doch!"

„Das ist ganz einfach: je mehr Gründe ich habe, das Junggesellenleben zu lieben, je mehr muß ich Fräulein von Beaumesnil lieben, um meinen Vergnügungen zu entsagen, und um so weniger werde ich mich über das Gefühl täuschen, das sie mir einflößt; deshalb bleibt es dabei: Du stellst mich bei Frau Herbaut vor, und, um noch stärker zu werden, — versteht sich: gegen die Versuchung — verliebe ich mich in eine der Nebenbuhlerinen dieser berühmten Herzogin, deren Name für mich ein Schrecknis ist, ... und in welche Du sehr verliebt zu seyn scheinst."

„Geh, Gerald, ... Du bist ein Narr."

„Nun, sey aufrichtig, hältst Du mich für fähig, Dir in's Gehege zu gehen? Als ob es blos die Herzogin auf der Welt gäbe! Erinnere Dich doch der hübschen kleinen Frau des dicken Verpflegsbeamten? .. Du brauchtest nur ein Wort zu sagen, ich ließ Dir freies Feld .. und während ihr Gatte seine Ställe mit Hornvieh untersuchte ..."

„Wie, noch eine Andere!" rief der Commandant, indem er sich zu Gerald wandte, .. „mein Neffe ist ja ein wahrer Tollkopf?"

„Ach, mein Commandant, wenn Sie wüßten, wir viele Herzen er in Algerien gefangen nahm, der Bösewicht! Der reizende Stamm bei Frau Herbaut, darf wahrlich hübsch auf der Hut seyn, wenn er keine Verheerungen durch Olivier erfahren will.“

„Du doppelter Narr, ich habe keine schlechten Absichten anf diesen reizenden Stamm, wie Du Dich ausdrückst,“ versetzte Olivier munter; aber im Ernste, soll ich Dich Frau Herbaut vorstellen?“

„Ja, gewiß,“ antwortete Gerald.

Dann wandte er sich an den alten Seemann:

„Sie müssen mich deshalb nicht für einen Windbeutel halten, mein Commandant. Ich habe Ihren freundschaftlichen Rath in Bezug einer Verbindung angenommen, werden Sie denken, und ich schließe die Unterredung damit, daß ich Olivier bitte, mich bei Frau Herbaut vorzustellen. . . . Nun, so sonderbar Ihnen das scheinen muß, mein Commandant, will ich Ihnen doch sagen, — und dieses Mal nicht im Scherz sondern im Ernste — daß, um mich zu veranlassen, meine Gewohnheiten aufzugeben, meine Liebe für Fräulein von Beaumesnil desto aufrichtiger seyn muß je weniger ich diese Gewohnheiten jetzt schon ändere.“

„Meiner Treu, Herr Gerald,“ entgegnete der Veteran, „ich gestehe, daß Ihre Gründe Anfangs sehr bizarr erscheinen; wenn ich aber länger darüber

nachdenke, finde ich sie richtig. Es wäre vielleicht eine Art, heuchlerischen Vorbedachts dabei, wenn Sie im voraus mit einem Leben brechen würden, an dem Sie so lange Gefallen fanden."

„Jetzt, Olivier, komme, um mich bei Frau Herbaut vorzustellen," sagte Gerald munter. „Adieu, mein Commandant, ich werde bald und oft wiederkommen. Was wollen Sie? Sie sind nicht umsonst mein Beichtvater."

„Und Sie sehen, daß ich nicht so leichtfertig die Absolution ertheile und daß ich in Gewissenssachen sehr ängstlich bin," entgegnete der alte Seemann heiter. „Auf baldiges Wiedersehen also, Herr Gerald; Sie werden mir immer mittheilen, wie es mit Ihrer Heirath steht, nicht wahr?"

„Ich habe jetzt ein Recht, mit Ihnen darüber zu sprechen, und ich werde es mir nicht nehmen lassen, mein Commandant. Aber da fällt mir ein," sagte Gerald, „ich habe Ihnen von einem Auftrage Rechenschaft abzulegen, den Sie mir ertheilten. Du erlaubst wohl, Olivier?"

Der junge Soldat zog sich zurück.

„Gute Nachrichten, mein Commandant," sagte Gerald ganz leise; „Dank meinen Schritten und besonders der Empfehlung des Marquis von Maille-

fort ist Oliviers Ernennung zum Unterlieutenant fast gesichert."

„Ach, Herr Gerald, wäre es möglich?"

„Wir haben die größte Hoffnung; denn man wußte, daß Herrn von Maillefort Vorschläge gemacht werden sollten, Deputirter zu werden, was seinen Einfluß verdoppelt hat."

„Herr Gerald," sagte der Veteran gerührt, „wie kann ich Ihnen je danken ..."

„Ich muß nun gehen, mein Commandant," entgegnete Gerald um sich dem Danke des alten Seemanns zu entziehen, „ich eile Olivier nach; eine längere Unterredung könnte Verdacht in ihm erwecken."

„Ach, Du hast Geheimnisse mit meinem Onkel, Du!" sagte Olivier munter zu seinem Freunde.

„Ich glaube wohl, ich bin, wie Du weißt, ein ganz Geheimnißvoller Mensch, ... und so muß ich Dich bitten, ehe wir uns zu Frau Herbaut begeben, mir einen sehr geheimnißvollen Dienst zu leisten."

„Lasse hören!"

„Da Du das Viertel und seine nächste Umgebung kennst, weißt Du nicht in einer abgelegenen Straße, doch innerhalb der Barrière, eine kleine Wohnung für mich?"

„Wie! sagte Olivier lachend, „Du willst den

Faubourg Saint-Germain verlassen und Batignollaner werden? Das ist herrlich!"

„Höre mich doch an. Du begreifst, daß ich, da ich bei meiner Mutter wohne, keine Frauen bei mir empfangen kann. .."

„Natürlich!.."

„Ich hatte ein sehr geheimnißvolles Absteigquartier. .."

„Dieses Wort gefällt mir, es ist anständig. .."

„Lasse mich doch ausreden! Ich hatte ein kleines, sehr anständiges Absteigquartier; aber das Haus hat seinen Besitzer gewechselt, und der neue ist so grimmig in Betreff der Sitten, daß er mir gekündigt hat. Uebermorgen ist meine Miethe zu Ende, und dann bin ich mit meinen Liebschaften auf die Straße verwiesen oder dieselben sind gezwungen, sich hinter den Rollvorhängen der Citadinen * zu verbergen und dem spöttischen Lächeln der Kutscher Trotz zu bieten. .. Daß ist trostlos!"

„Im Gegentheile, das trifft sich herrlich; Du willst Dich verheirathen, ... man hat Dir gekündigt, kündige Du nun Deinerseits ... Deinen Liebschaften. ..."

„Olivier, Du kennst meine Grundsätze, Dein

* Citadinen: Geschlossene Glaswägen der Pariser Fiaker.

Onkel billigt sie; ich will für jetzt an den Gewohnheiten meines Junggesellenlebens nichts verändern; denn wenn aus meiner Heirath nichts würde, ... Unglücklicher, bedenke nur: ich würde dann kein Absteigquartier und keine Liebschaften mehr haben. Nein, ... nein, .. ich bin zu vorsichtig und zu ordentlich, um eine solche Unordnung zuzugeben und ... mir nicht etwas für den Nothfall zu sparen."

„Etwas für den Nothfall zu sparen: das ist sehr hübsch; wirklich, Du bist sehr vorsichtig! Nun, es sey! Ich verspreche Dir, bei meinen Gängen alle Aushängzettel zu betrachten. .."

„Zwei kleine Zimmer mit einem Vorzimmer, das ist Alles, was ich bedarf, ... und auch ich werde mich ernstlich danach umsehen. Wenn ich von Frau Herbaut weggehe, will ich in der Umgebung herumschlendern; denn es hat Eile: ... übermorgen ist der unselige Termin, ... und nur aus Gefälligkeit erhielt ich einige Tage Aufschub, Sieh, Olivier, wenn ich hier finde was ich brauche, finde ich ja in demselben Viertel Liebe und Freundschaft vereinigt. — Diese tiefe Beobachtung gleicht fast einer Rohrflöten-Devise; doch das ist einerlei: die Wahrheit bedarf keines Schmuckes. Und nun! .. zu Frau Herbaut!"

„Also, ... Du beharrst darauf? ... Ueberlege wohl?“

„Olivier, Du bist unerträglich! .. Ich stelle mich allein vor, wenn Du mich nicht begleitest. ...“

„Nun der Würfel ist gefallen! ... Es versteht sich, daß Du Herr Gerald Senneterre bist, ein alter Regimentscamerad.“

„Senneterre! Nein, das wäre unklug. Stelle mich lieber als Gerald Auvernay vor; denn wie Du mich hier siehst, mein armer Olivier, ... bin ich auch mit dem Titel eines Marquis von Auvernay geschmückt.“

„Nun, es bleibt also dabei: Du bist Herr Gerald Auvernay. .. Doch beim Teufel. ...“

„Was hast Du?“

„Was wirst Du nun aber seyn?“

„Wie, was ich seyn werde?“

„Ja, dein Stand?“

„Mein Stand? Nun für jetzt noch Junggeselle!....“

„Ich kann Dich Frau Herbaut nicht als einen jungen Mann vorstellen, der von den Einkünften lebt, die er ... sich beim Regimente erworben hat. Frau Herbaut empfängt keine Tagediebe, Du würdest ihren Verdacht erregen; denn die würdige Frau ist verteufelt mißtrauisch gegen Leute, die nichts zu thun haben, als jungen Mädchen den Hof zu ma-

chen, .... da sie wirklich sehr hübsche Mädchen hat."

„Das ist sehr lustig. Nun! ... was soll ich denn seyn?" ...

„Wahrhaftig, ich weiß es nicht!"

„Höre," sagte Gerald lachend, „soll ich Apotheker seyn?"

„Es mag seyn! Nun, .. komme!" ...

„Warum nicht gar. Ich mache nur Scherz, ... und Du nimmst das gleich an. Apotheker! warum nicht gar!"

„Gerald, ich versichere Dir, es gibt recht nette kleine Apotheker!"

„Lasse mich in Ruhe: sie gehören doch immer zu der Klasse der Quacksalber. ... Ich würde keinem dieser jungen Mädchen, die zu Frau Herbaut kommen, in's Gesicht zu sehen wagen.

„Gehe! Du bist ein Narr! So laß' uns etwas Anderes suchen: Schreiber bei einem Notar! .. Willst Du?"

„Das geht eher! .. Meine Mutter hat einen endlosen Prozeß; ... ich gehe manchmal zu ihrem Notar und ihrem Geschäftsführer. Dann will ich den Schreiber nach der Natur studieren. Ich bin also, nachdem ich die afrikanischen Jäger verließ, Schreiber geworden, ... das geht!"

„Nun, es bleibt dabei; folge mir! Ich werde Dich also als Herrn Gerald Auvernay, Notariatsschreiber, vorstellen.“ ...

„Erster Notariatsschreiber,“ sagte Gerald mit Nachdruck.

„Ehrgeiziger!“

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Gerald, bei Frau Herbaut vorgestellt, wurde um Oliviers willen von ihr mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit aufgenommen.

Am Nachmittage desselben Tages kam der fürchterliche Bouffard, um das Geld zu holen, das der Commandant Bernard ihm für die verfallene Miethe schuldig war. Frau Barbançon bezahlte ihn, wobei sie nur mit Mühe dem boshaften Vergnügen widerstand, die Fingernägel dieses abscheulichen Eigenthümers — wie sie zu Olivier ganz offen gesagt hatte — ein wenig zu braten.

Unglücklicherweise gab Herrn Bouffard das Geld, das er erhielt, — weit entfernt, ihn bei seinen übrigen Eintreibungen nachsichtsvoller zu machen — eine neue Energie, und in der Ueberzeugung, daß er ohne seine groben und hartnäckigen Verfolgungen von Frau Barbançon noch nicht bezahlt worden wäre, eilte er nach der Straße Monceau, wo Her-

mine wohnte, fest entschlossen, seine Härte gegen das arme junge Mädchen zu verdoppeln und sie dadurch zur Zahlung der ihm schuldigen Miethe zu zwingen.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

---

Hermine, welche in der Straße Monceau in einem der zahlreichen Häuser wohnte, deren Besitzer Herr Bouffard war, hatte zu ebener Erde ein Wohnzimmer nebst einem kleinen Vorzimmer mit der Aussicht auf die Thorhalle. Die zwei Fenster des Wohnzimmers gingen auf einen hübschen Garten hinaus, der auf der einen Seite mit einer lebendigen Hecke, auf der andern aber mit einem Gitterwerke eingefaßt war, das ihn von einer benachbarten Straße trennte.

Die Benutzung dieses Gartens gehörte zu einer ziemlich großen Wohnung des Erdgeschosses, die gerade — ebenso, wie eine andere im dritten Stockwerke — leer stand, was die abscheuliche Laune des Herrn Bouffard in Betreff der, mit dem Zinse rückständigen Miethsleute noch vermehrte.

Es gab nichts Einfacheres und Geschmackvolleres, als das Zimmer der Herzogin.

Die Mauern und die Decke dieses ziemlich hohen Zimmers waren mit einer Tapete von Zitz bekleidet, die trotz ihres mäßigen Preises eine sehr hübsche Zeichnung und liebliche Farben hatte. Während des Tages verbargen weite Vorhänge von demselben Stoffe den Alkoven, sowie zwei Glasthüren, von denen die eine in ein Toilettezimmerchen, die andere in den kaum sechs Quadratfuß großen Vorsaal führte. Die Zitzvorhänge, die mit rosenrothem Gingang gefüttert waren, verhüllten zur Hälfte die Fenster, an denen sich wieder kleine Schiebvorhänge von Mousselin befanden. Ein Teppich mit weißem Grunde, der mit großen Blumenbouquets übersät war, (das war die bedeutendste Ausgabe bei dieser Einrichtung gewesen) bedeckte den Fußboden; der Kaminschirm, eine ausgezeichnete Handarbeit Herminens, war hellblau und mit gestickten Rosen und Maaslieben geschmückt; zu beiden Seiten einer Pendule, auf deren weißem Marmorfuße eine kleine Statue der Jungfrau von Orleans ruhte, standen zwei kleine Leuchter von ausgesuchtem Geschmack, nach Pompejischen Modellen gearbeitet; endlich enthielten an jedem Ende des Kamingesimses zwei Vasen von polirtem Sandstein (eine köstliche Erfindung) nach den reinsten etruskischen Formen, große Rosenbouquets, die Hermine erst kürzlich gekauft hatte, und

die das ganze Zimmer mit ihrem frischen und lieblichen Geruch erfüllten.

Diese bescheidene Kaminverzierung von Sandstein und Bronce, die folglich ohne allen materiellen Werth war, hatte höchstens fünfzig oder sechzig Franken gekostet; aber von dem Gesichtspunkte der Kunst und des guten Geschmackes betrachtet, war sie untadelhaft.

Dem Kamine gegenüber sah man Hermineus Piano, mit dem sie ihr Brod verdiente. Zwischen den beiden Fenstern diente ein Tisch mit gewundenen Säulen und einem altmodischen Aufsatz von Nußbaumholz als Bücherschrank, in welchem die Hezogin einige ihrer Lieblingsschriftsteller und die Bücher, die sie in der Pension als Preise erhalten, aufgestellt hatte.

Hie und da sah man längs der Tapete an gedrehten Schnüren und in einfache Rahmen von lakirtem Tannenholze, das so glänzend wie Citronenholz war, einige Kupferstiche der besten Auswahl. Unter diesen bemerkte man zu beiden Seiten der Françoise von Rimini nach Scheffer besonders zwei von demselben berühmten Maler: Mignon, welche ihr Vaterland betrauert, und: Mignon, welche sich nach dem Himmel sehnt. Endlich standen in zwei Ecken des Zimmers kleine Etagèr von schwarzgebeiztem Holze, welche mehrere Gypsstatuetten, nach den idealsten Meisterwerken grie-

chischer Kunst gearbeitet, trugen; eine altmodische Commode von Rosenholz, die Hermine um einen geringen Preis bei einem Trödler in Batignolles gekauft hatte, zwei hübsche gestickte Stühle, die eine Arbeit Herminens waren, wie ein Fauteuil, das mit schwerem grünen Atlas überzogen war und dessen Stickereien in Seide in den lebhaftesten Farben Blumen und Vögel darstellten, vollendeten die Einrichtung dieses Zimmers.

Durch Ordnung und Arbeit war es Herminen gelungen, geleitet von einem auserlesenen Geschmack, sich diese elegante und gewählte Umgebung zu schaffen.

Wenn es sich um einzelne Kleinigkeiten handelte, deren Besorgung der stolzen Herzogin widerstand, wie zum Beispiel die Küche, so war Hermine dieser Verlegenheit dadurch entgangen, daß sie sich an die Portière des Hauses wandte, die ihr gegen eine mäßige Entschädigung jeden Morgen eine Tasse Milch und Abends eine treffliche Suppe nebst einem Teller Gemüse und einigen Früchten brachte. Dieses frugale Mahl wurde höchst einladend durch die coquette Reinlichkeit des kleinen Tischgeräthes Herminens; ednn wenn Hermine auch nur zwei Tassen und sechs Teller besaß, so waren sie doch von dem feinsten Porcellain, und stellte sie dann auf den runden, mit einer blendend weißen Serviette bedeckten Tisch

ihre Wasserflasche und ihr Glas von Krystall, ihre beiden einzigen glänzenden silbernen Bestecke und ihren Porzellainteller mit weißem Grunde, der mit blauen und rothen Blumen übersät war, so schienen auch die einfachsten Gerichte äußerst einladend.

Aber leider befanden sich in diesem Augenblicke, zum großen Kummer Herminens; ihre beiden silbernen Bestecke und ihre Uhr, die einzigen Gegenstände eines materiellen Luxus, die Hermine je besessen hatte, im Leihhause, wohin sie dieselben durch die Portière hatte bringen lassen müssen. Dem jungen Mädchen war kein anderes Mittel übrig geblieben, die täglichen Kosten ihrer Krankheit zu decken und sich eine kleine Summe zu verschaffen, von der sie nun lebte, bis die Bezahlung für mehrere Lektionen, die sie nach einer gezwungenen zweimonatlichen Unterbrechung wieder begonnen hatte, eingehen würde.

In diesem Rückstande lag der Grund zu der äußersten Verlegenheit, in der sich Hermine befand, und zu der Unmöglichkeit, in welche sie sich versetzt sah, die hundert und achtzig Franken zu bezahlen, welche sie dem schrecklichen Herr Bouffard schuldete.

Hundert und achtzig Franken!....

Und das arme Kind besaß ungefähr fünfzehn Franken, mit welchen sie fast den ganzen Monat leben sollte.

Man kann sich wohl denken, daß Herminens Thürschwelle noch von keinem Manne überschritten worden war.

Die Herzogin, frei und Herrin ihrer Wahl, hatte niemals geliebt, ... obwohl sie, ohne es zu wollen, ja selbst zu ihrem Bedauern, schon mehrere heftige Leidenschaften eingeflößt hatte. Zu stolz um sich zur Coquette zu erniedrigen, war sie auch zu edel, mit den Qualen einer unglücklichen Liebe zu spielen.

Keiner ihrer Freier hatte also Herminen gefallen, trotz der Redlichkeit ihrer Heirathsanträge, die bei mehreren sich auf einen gewissen Wohlstand stützten (denn einige gehörten dem Handelsstande an), während die anderen Künstler waren wie das junge Mädchen, oder wohl auch Ladendiener, Buchhalter u. s. w.

Die Herzogin wußte auch auf die Wahl ihres Geliebten jenen geläuterten Geschmack, jenen zarten Takt überzutragen, der sie charakterisirte; aber es ist überflüssig, zu sagen, daß der Stand des Mannes, den sie geliebt haben würde, so hoch oder nieder er seyn mochte, auch nicht den geringsten Einfluß auf die Liebe des jungen Mädchens gehabt hätte. Sie wußte aus ihrem eignen Leben (und sie war stolz darauf), wie viel angeborenen Adel, wie viele vortreffliche Eigenschaften man oft in der bescheidensten,

ja unsichersten socialen Lage findet. Was sie also bis jetzt an ihren Bewerbern anstößig gefunden hatte, waren — man möchte fast sagen — kindische Unvollkommenheiten, die für jede Andere, als die Herzogin, ganz bedeutungslos gewesen wären, gegen welche sie aber einen unbesiegbaren Widerwillen gefaßt hatte: bei dem Einen war es eine zu lärmende und zu derbe Fröhlichkeit, bei dem Andern zu freie oder zu gewöhnliche Manieren, bei Diesem eine zu brutale Stimme, bei Jenem ein lächerliches Benehmen.

Einige dieser Abgewiesenen besaßen nichtsdestoweniger herrliche Eigenschaften des Herzens oder des Geistes. Hermine hatte das zuerst erkannt, sie hielt dieselben für die besten und würdigsten Jungen von der Welt, sie gewährte ihnen aufrichtige Hochachtung, im Nothfalle selbst ihre Freundschaft, aber ihre Liebe, .... nein!

Und nicht aus Geringschätzung oder thörichtem Ehrgeize des Herzens wies Hermine dieselben ab, nein, sondern einfach, wie sie es diesen Verzweifelnden auch sagte, deshalb: „weil sie keine Liebe für sie empfand und weil sie entschlossen sey, lieber ihr ganzes Leben hindurch Mädchen zu bleiben, als sich zu verheirathen, ohne eine lebhafte und innige Liebe zu empfinden.“

Und doch mußte Hermine gerade wegen ihrer

stolzen und zarten Empfindlichkeit mehr als Jemand unter den peinlichen und manchmal unvermeidlichen Unannehmlichkeiten leiden, die unzertrennlich sind von der Stellung eines jungen Mädchens, das, gezwungen, allein in der Welt zu leben, nothwendigerweise all' den schmerzlichen Wechselfällen ausgesetzt ist, welche Mangel an Arbeit oder Krankheit herbeiführen können.

Leider erfuhr die Herzogin seit einiger Zeit auf eine grausame Weise die Folgen ihres Alleinstehens und ihrer Armuth.

Wenn man den Stolz und den Charakter Herminens in's Auge faßt (ein Stolz, der das junge Mädchen dazu getrieben hatte, trotz ihres dringenden Elends die fünfhundert Franken zurückzubringen, welche die Erben der Frau von Beaumesnil ihr zuerkannt hatten,) so wird man begreifen, mit welcher Beschämung und mit welchem Entsetzen das arme Kind die Rückkehr des Herrn Bouffard erwartete, der, wie er Frau Barbançon gesagt hatte, im Laufe des Nachmittags eine letzte und entscheidende Stunde bei allen seinen Miethsleuten, die mit dem Zinse rückständig waren, machen wollte.

Hermine dachte auf Mittel, diesen unverschämten und groben Menschen zu befriedigen; aber da sie ihre zwei silbernen Bestecke und ihre goldene Uhr schon

versetzt hatte, besaß sie nichts mehr, was sie als Pfand hätte geben können. Auf ihre bescheidene Kaminverzierung, so geschmackvoll sie auch war, hätte ihr Niemand zwanzig Franken geliehen, und ihre Kupferstiche, sowie die Gypsstatuetten hatten nicht den mindesten Verkaufswerth. Auch das Weißzeug, das sie besaß, würde ihr nur ein sehr geringes Darlehen verschafft haben.

Durch diese trostlose Lage fast erdrückt, vergoß Hermine bittere Thränen, indem sie jeden Augenblick mit Zittern das herrische Schellen des Herrn Bouffard erwartete.

„Edles Herz, großmüthige Natur! Inmitten ihrer grausamen Verlegenheit ... dachte Hermine keinen Augenglick daran, sich zu sagen, daß sie durch einen unmerklichen Theil des ungeheueren Ueberflusses ihrer Schwester, deren kostbare Wohnung sie Tags zuvor gesehen hatte, gerettet wäre. ..

Wenn die Herzogin an ihre Schwester dachte, so war es nur, um in der Hoffnung, sie eines Tages zu sehen, einige Zerstreuung in ihrem gegenwärtigen Kummer zu finden.

Und nur sich allein klagte Hermine wegen dieses Kummers an; denn wenn sie ihre thränenerfüllten Augen auf ihr coquettes kleines Zimmer richtete, warf sie sich ihre thörichten Ausgaben bitter vor.

Sie hätte, dachte sie, für die Zukunft und unvorhergesehene Fälle — wie Krankheit oder Unterbrechung ihrer Lektionen — sparen, sie hätte sich entschließen sollen, eine Wohnung im vierten Stockwerke zu nehmen, und Thüre an Thüre mit Unbekannten, kaum durch eine dünne Wand von ihnen geschieden, ein nacktes, trauriges Zimmer mit kaltem, gepflastertem Fußboden und schmutzigen Wänden zu bewohnen; sie hätte sich nicht durch die freundliche Aussicht auf den hübschen Garten und durch die Abgeschlossenheit der Wohnungen im Erdgeschosse verführen lassen, sie hätte ihr Geld aufbewahren sollen, statt es für diese Gegenstände der Kunst und des guten Geschmacks zu verwenden, welche der einzige Reiz, die einzigen Gefährten ihrer Einsamkeit waren, welche aus ihrem Zimmer einen köstlichen Aufenthalt machten, in welchem sie lange Zeit, voll Vertrauen auf ihre Arbeit und ihre Jugend, glücklich gelebt hatte.

Wer hätte ihr gesagt, ihr, die so stolz war, daß sie die rohen, aber rechtmäßigen Forderungen eines Mannes würde anhören müssen, dem sie Geld schuldete, ... das sie nicht bezahlen konnte. War das nicht beschämend genug?

Aber diese strengen und gerechten Vorwürfe in Betreff der Vergangenheit änderte die Gegenwart

in nichts. Hermine saß trostlos in ihrem Fauteuil, ihre Augen waren vom Weinen geschwollen, bald verfiel sie in ein dumpfes Hinbrüten, bald bebte sie bei dem leisesten Geräusche zusammen, ... indem sie an die wahrscheinliche Ankunft des Herrn Bouffard dachte.

Endlich wurde dieser furchtbaren Angst ein Ziel gesetzt.

Ein heftiges Schellen ließ sich hören.

„Er ist es, ... es ist der Eigenthümer! ...“ murmelte das arme Geschöpf, an allen Gliedern zitternd. ... „Ich bin verloren, ...“ fügte sie bei und blieb vor Furcht unbeweglich stehen.

Ein zweiter Zug an der Glocke, noch heftiger als der erste, erschütterte die Thüre des kleinen Vorsaales, die in das Zimmer führte.

Hermine trocknete ihre Thränen, nahm allen Muth zusammen, und öffnete bleich und zitternd die Thüre.

Sie hatte sich nicht getäuscht: ... es war Herr Bouffard.

Dieser ruhmreiche Repräsentant des gesetzlichen Landes hatte seine Uniform als Bürgersoldat abgelegt und erschien bürgerlich gekleidet in einem Sack-Paletot von grauer Farbe.

„Nun!“ sagte er zu dem jungen Mädchen, in-

dem er auf der Schwelle der Thüre stehen blieb, die sie ihm mit unsicherer Hand geöffnet hatte, ... „nun! mein Geld?“

„Mein Herr ...“

„Wollen Sie mich bezahlen, ja oder nein?“ schrie Herr Bouffard mit so lauter Stimme, daß er von zwei Personen gehört wurde, von denen eine gerade unter der Einfahrt stand, die andere aber auf der Treppe, deren unterste Stufen neben dem Vorzimmer der Wohnung Herminens ausliefen, in das erste Stockwerk hinaufging.

„Zum letzten Male, wollen Sie mich bezahlen, ja oder nein?“ wiederholte Herr Bouffard mit noch lauterer Stimme.

„Gnade, ... mein Herr,“ sagte Hermine in flehendem Tone, ... „sprechen Sie nicht so laut. Ich schwöre Ihnen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich Sie nicht bezahlen kann.“ ..

„Ich bin in meinem Hause, und ich spreche, wie ich will. Desto besser, wenn man mich hört; ... das wird ... den anderen Miethsleuten zur Warnung dienen, denen es einfallen könnte, wie Sie mit der Miethe im Rückstand zu bleiben.“ ....

„Mein Herr, ... ich beschwöre Sie, ... kommen Sie zu mir herein,“ sagte Hermine, außer sich

vor Schaam, mit gefalteten Händen, „ich will Ihnen erklären“ ....

„Nun! lassen Sie hören, was? ... Was wollen Sie mir erklären?“ antwortete Herr Bouffard, indem er dem jungen Mädchen in ihr Zimmer folgte, dessen Thüre er offen ließ.

Wenn so rohe Männer wie Herr Bouffard sich in einer solchen Stellung zu einem jungen, schönen Mädchen befinden, so ereignet sich von zwei Dingen gewöhnlich eines: entweder sie haben die Keckheit, irgend einen schimpflichen Vergleich vorzuschlagen, oder die Jugend und Schönheit, weit entfernt, ihnen Mitleid einzuflößen, verdoppeln ihre Unverschämtheit und Härte; man möchte sagen, sie wollten sich an diesen Reizen rächen, nach denen sie nicht lüstern zu seyn wagen.

So war es mit Herrn Bouffard: seine Tugend äußerte sich in brutaler Heftigkeit.

Nachdem der unerbittliche Eigenthümer bei Hermine eingetreten war, fuhr er fort:

„Es gibt da gar nichts zu erklären, die Sache ist ganz einfach: noch einmal, wollen Sie mich bezahlen, ja oder nein?“

„Für den Augenblick ist mir das unglücklicherweise unmöglich, mein Herr,“ sagte Hermine, indem

sie ihre Thränen trocknete, „aber wenn Sie die Güte haben wollen, zu warten“ ...

„Immer das alte Lied! ... Kommen Sie zu etwas Anderem!“ versetzte Herr Bouffard achselzuckend. Dann fuhr er, indem er mit spöttischer Miene umherschaute, fort:

„Das ist immer so! Man kümmert sich wenig darum, seine Miethe nicht zu bezahlen, aber man schafft sich kostbare Teppiche, Seidentapeten und Fälbelvorhänge. ... Das treibt einem doch Angstschweiß aus! ... Ich, der ich sieben Häuser auf dem Pflaster von Paris besitze, ich habe nur einen Teppich in meinem Salon, und das Boudoir der Madame Bouffard ist mit einfachen Papier mit Laubwerk tapeziert. ... Aber, wie ich sagte, man gibt sich das Ansehen einer P r i n z e s s i n, .... und hat nicht einen Sou!“

Hermine, auf das Aeusserste getrieben, erhob stolz das Haupt; mit einem würdevollen und festen Blicke, vor dem Herr Bouffard die Augen senkte, sagte sie:

„Dieses Piano hat mindestens den vierfachen Werth von dem, was ich Ihnen schuldig bin, mein Herr. ... Lassen Sie es holen, wenn Sie wollen, ... es ist das einzige Werthvolle was ich besitze; ... verfügen Sie darüber, lassen Sie es verkaufen. ..“

„Ei was! ... Bin ich denn ein Pianohändler, ich? .... Weiß ich, was ich für Ihr Instrument

erhalten werde? Ich mag nicht noch mehr solche Geschichten haben! ... Sie müssen mir meine Miethe in Geld und nicht in Pianos bezahlen. ..."

„Aber mein Gott, ich habe kein Geld, mein Herr, ... ich biete Ihnen an, Sie sollen mein Piano verkaufen, obwohl ich mein Brod damit verdiene; ... was kann ich mehr thun?"

„Ich gebe auf das Alles nichts. Sie haben Geld, ich weiß es, Sie haben silberne Bestecke und eine goldne Uhr bei meiner Tante, ... meine Portiere hat sie dort versetzt. O, ich lasse mich nicht prellen, ich, sehen Sie?"

„Leider, mein Herr, war ich gezwungen, das Wenige, was man mir darauf geliehen hat, für ..."

Hermine konnte nicht vollenden.

Unter der offenen Thüre sah sie Herrn von Maillefort stehen: er war seit einigen Augenblicken Zeuge dieses peinlichen Auftritts.

Bei dem plötzlichen Auffahren des jungen Mädchens, und dem Blicke des Erstaunens, den er sie auf die Thüre werfen sah, drehte Herr Bouffard den Kopf, bemerkte den Buckligen und stand nun nicht minder erstaunt, als Hermine.

Der Marquis näherte sich und sagte, indem er sich achtungsvoll verbeugte, zu der Herzogin:

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich

mich so bei Ihnen vorstelle, Fräulein: aber ich fand diese Thüre offen, und da ich hoffte, Sie würden mir die Ehre erzeigen, mir in einer sehr wichtigen Angelegenheit eine kurze Unterredung zu bewilligen, erlaubte ich mir, einzutreten."

Nach diesen Worten die mit dem höflichsten und achtungsvollsten Tone gesprochen wurden, wandte sich der Marquis gegen Herrn Bouffard und maß ihn mit einem so stolzen Blicke daß der dicke Mann sich — diesem kleinen Buckligen gegenüber — ganz albern und eingeschüchtert fühlte. Dann sagte Herr von Maillefort zu ihm:

„Ich hatte soeben die Ehre, mein Herr, das Fräulein um eine kurze Unterredung unter vier Augen zu bitten?"

„Nun! was weiter?" entgegnete Herr Bouffard, der seine gewöhnliche Dreistigkeit wieder fand, „was geht das mich an, mich?

Ohne Herrn Bouffard zu antworten, wandte sich der Marquis an Hermine, die mit wachsendem Erstaunen dastand, und sagte:

„Fräulein, wollen Sie mir die Gunst erweisen, mir die Unterredung zu gewähren, um die ich Sie bitte?"

„Aber, mein Herr," antwortete das junge Mädchen verlegen, „ich weiß nicht, ob ich. ..."

„Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, mein Fräulein," erwiederte der Marquis, „daß unsere Unterredung durchaus eine vertraute seyn muß. . . . Es ist daher unumgänglich nöthig, daß dieser Herr . . . (er sah den Eigenthümer an) uns allein lasse, wofern Sie ihm nicht noch etwas zu sagen haben. . . . In diesem Falle werde ich mich zurückziehen. . . ."

„Ich habe diesem Herrn nichts mehr zu sagen," antwortete Hermine, die auf diese Weise wenigstens für einige Augenblicke ihrer peinlichen Lage zu entkommen hoffte.

„Das Fräulein hat Ihnen nichts mehr zu sagen, Sie hören es, mein Herr," sagte der Marquis mit einer ausdrucksvollen Geberde auf Herrn Bouffard.

Aber dieser, der seine gewöhnliche Grobheit wieder erlangt hatte und sich nun vorwarf, daß er sich von dem Buckligen hatte imponiren lassen, schrie:

„Ei, Sie glauben wohl, man könne die Leute so zu ihrer *eigenen* Thüre hinaus weisen, ohne sie zu bezahlen, mein Herr, und das, weil Sie Ihren Beistand dieser. . ."

„Genug, mein Herr, genug, . . ." sagte lebhaft der Marquis, indem er Herrn Bouffard unterbrach und seinen Arm mit solcher Kraft faßte, daß der Exgewürzkrämer, der sein Handgelenk zwischen den langen und dürren Fingern des Buckligen wie in einem

Schraubstocke gepreßt fühlte, ihn mit Erstaunen und Furcht ansah.

Mit dem liebenswürdigsten Lächeln und der ausgesuchtesten Freundlichkeit fuhr Herr von Maillefort fort:

„Ich bedaure, mein lieber Herr, mich Ihrer angenehmen und liebenswürdigen Gesellschaft nicht länger erfreuen zu können; aber, wie Sie sehen, stehe ich zu den Befehlen des Fräuleins, die so gütig ist, mir einige Augenblicke zu bewilligen, und ich möchte diese Gefälligkeit nicht mißbrauchen. ..“

Mit diesen Worten führte der Marquis, nicht ohne Gewalt, Herrn Bouffard bis zur Thüre. Dieser war erstaunt, bei einem Buckligen eine solche Kraft und so würdevolle Sprache und Manieren zu finden, deren Einfluß er sich unwillkürlich nicht entziehen konnte; da er jedoch nicht den Schein haben wollte, als gebe er dem Zwange nach, sagte er:

„Ich gehe, ... weil ich gerade ein anderes Geschäft in meinem Hause abzumachen habe; ... ich gehe hinauf; aber wenn Sie fort sind, werde ich zurückkommen, und dann muß ich mein Geld haben. Wo nicht, ... werden wir sehen!“

Der Marquis grüßte Herrn Bouffard spöttisch, schloß die Thüre hinter ihm und kehrte zu Hermine zurück.

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Betroffen über das, was Frau von la Rochaiguë ihm in Betreff der jungen Künstlerin mitgetheilt hatte, die, wie sie sagte, von Frau von Beaumesnil so ungeachteterweise vergessen worden war, hatte Herr von Maillefort Frau Dupont, die ehemalige Kammerfrau der Gräfin von Neuem mit ebensoviel Geschicklichkeit, als Klugheit befragt. Da er aus dieser Unterredung neue Details über die Beziehungen zwischen dem jungen Mädchen und Frau von Beaumesnil schöpfte und, von seinem Verdachte unterstützt, das verrieth, was der Kammerfrau hatte entgehen müssen, gewann er bald die volle Ueberzeugung, Hermine müsse die natürliche Tochter der Frau von Beaumesnil seyn.

Nichtsdestoweniger begreift man, daß der Marquis trotz dieser beinahe vollständigen Ueberzeugung sich das Versprechen gegeben hatte, Hermine nur mit äußerster Zurückhaltung anzureden; denn es handelte sich nicht bloß um eine unangenehme, für

das Andenken der Frau von Beaumesnil beinahe schimpfliche Entdeckung, sondern die Gräfin hatte auch nicht einmal dieses Geheimniß Herrn von Maillefort anvertraut, der es — so zu sagen nur abgelauscht oder errathen hatte.

Bei dem Anblicke des Buckligen, der sich zum erstenmal gerade in einem so peinlichen Augenblicke vorstellte, blieb Hermine bestürzt und verlegen stehen, da sie sich nicht denken konnte, welchen Zweck der Besuch dieses Unbekannten habe.

Nachdem der Marquis Herrn Bouffard fortgetrieben hatte, kam er zu dem jungen Mädchen zurück, die blaß, aufgeregt, mit gesenkten Augen unbeweglich neben dem Kamine stand.

Herr von Maillefort hatte mit einem forschenden und durchdringenden Blick, den er auf das Zimmer der Herzogin warf, die Ordnung, den Geschmack und die außerordentliche Reinlichkeit bemerkt, welche in dieser bescheidenen Wohnung herrschte. Diese Bemerkung, verbunden mit der edlen Uneigennützigkeit des jungen Mädchens, von der Frau von la Rochaiguë ihm erzählt hatte, gaben dem Marquis die beste Meinung von Hermine; fest überzeugt, in ihr die Person zu sehen, die zu treffen er so großes Interesse hatte, suchte er in den reizenden Zügen der

Herzogin nach einiger Aehnlichkeit mit denen der Frau von Beaumesnil und glaubte sie zu finden.

In der That war Hermine, ohne ihrer Mutter auffallend zu gleichen, wie diese, Blondine; wie diese, hatte sie blaue Augen, und wenn ihre Gesichtslinien nicht genau an die Züge der Frau von Beaumesnil erinnerten, so fand sich zwischen Mutter und Tochter doch das, was man einen Familienzug nennt, der besonders für einen so forschenden Beobachter, wie Herrn von Maillefort, treffend war.

Von einer Rührung ergriffen, die man ohne Mühe begreifen wird, näherte sich der Marquis Herminen, die durch das Stillschweigen und durch die neugierigen und gerührten Blicke des Buckligen immer mehr beunruhigt worden war.

„Fräulein," sagte er endlich in liebevollem und väterlichem Tone, „entschuldigen Sie mein Stillschweigen, ... aber ich fühle mich beinahe verlegen, Ihnen die innige Theilnahme auszusprechen, welche Sie mir einflößen. ..."

Bei diesen Worten hatte die Stimme des Herrn von Maillefort einen so rührenden Ausdruck gewonnen, daß das junge Mädchen ihn mit zunehmender Ueberraschung ansah und schüchtern sagte:

„Aber ... diese Theilnahme, ... mein Herr!"

„Was hat sie Ihnen erringen können, nicht wahr?

Ich will es Ihnen sagen, ... mein theures Kind; ... ja," fügte der Bucklige als Antwort auf eine Bewegung Herminens hinzu, „ja, ich bitte, lassen Sie mich Sie so nennen: mein Alter und — ich kann es Ihnen nicht zu oft wiederholen — die Theilnahme, die Sie mir einflößen, gaben mir vielleicht dies Recht, Sie „mein theures Kind" zu nennen, wenn Sie mir diese Vertraulichkeit erlauben wollen" ...

„Dies wird die einzige Art seyn, Ihnen, mein Herr, meine Dankbarkeit für die freundlichen und tröstenden Worte zu beweisen, die Sie eben an mich richteten, ... obwohl die peinliche Lage, in der Sie mich sahen, mein Herr, Sie vielleicht" ...

„Was das betrifft" unterbrach der Marquis Hermine, „so beruhigen Sie sich; ... ich" ...

„Ach, mein Herr, ich suche mich nicht zu rechtfertigen," sagte Hermine stolz, indem sie nun ihrerseits den Buckligen unterbrach, ... „ich brauche nicht über diese Lage zu erröthen, ... und da Sie .. aus einem Grunde, den ich nicht kenne, mir so freundliche Theilnahme schenken, mein Herr, so ist es meine Pflicht, Ihnen zu sagen, ... Ihnen zu beweisen, daß weder Unordnung, noch Mißverhalten, noch Trägheit, mich in diese grausame Verlegenheit gebracht haben, ... in der ich mich zum ersten Male

in meinem Leben befinde. Seit zwei Monaten krank, konnte ich meine Lektionen nicht geben, erst seit wenigen Tagen begann ich dieselben wieder, und ich war gezwungen, die wenigen Ersparnisse, die ich besaß, auszugeben. ... Das, mein Herr, ist die Wahrheit, .... und wenn ich ein wenig in Schulden gerieth, so liegt der Grund allein in meiner Krankheit." ...

„Das ist sonderbar!" dachte der Marquis, indem er das Datum des Sterbetages der Gräfin mit dem wahrscheinlichen Zeitpunkte der Erkrankung Herminens zusammenstellte. „Dieses arme Kind ... muß kurze Zeit nach dem Tode der Frau von Beaumesnil erkrankt seyn. ... Vielleicht aus Kummer?"

„Und diese Krankheit mein theures Kind, .... war wohl sehr schwer? Sie haben sich vielleicht zu sehr mit Arbeit angestrengt?"

Hermine erröthete; sie war in großer Verlegenheit, sie mußte lügen, um den heiligen und wirklichen Grund ihrer Krankheit zu verbergen. Stockend antwortete sie:

„In der That, ... mein Herr, ... ich hatte mich ein wenig angestrengt; dieser Anstrengung folgte ein Unbehagen, ... eine gewisse Niedergeschlagenheit; aber nun ... befinde ich mich, Gott sey Dank, wieder ganz wohl."

Die Verlegenheit und das Stocken des jungen

Mädchens waren dem Marquis nicht entgangen, der ohnedem von der tiefen Schwermuth überrascht war, welche den Zügen Herminens — so zu sagen — eigenthümlich geworden zu seyn schien.

„Es ist kein Zweifel mehr," dachte er, „sie ist nach dem Tode der Frau von Beaumesnil aus Kummer krank geworden, . . . Sie weiß also, daß die Gräfin ihre Mutter ist! . . . . Aber warum hat diese bei den häufigen Gelegenheiten, welche ihre Tochter in ihre Nähe führten, ihr nicht selbst dieses Portefeuille übergeben, statt mich damit zu beauftragen?"

In dieser Verlegenheit sagte der Bucklige nach neuem Schweigen zu Hermine:

„Mein theures Kind, ich kam hieher in der Absicht, mit der äußersten Zurückhaltung an das Werk zu gehen. Da ich mir selbst mißtraute, . . . da ich ungewiß war, wie ich mich zu benehmen hätte, wollte ich nur mit der größten Vorsicht den Gegenstand berühren, der mich hieher führt; denn es ist eine sehr zarte, eine heilige Sendung. . ."

„Was wollen Sie damit sagen mein Herr?"

„Haben Sie die Güte, mich anzuhören, mein theures Kind; das was ich schon von Ihnen wußte, . . . was ich eben sah und . . . vielleicht errieth, . . . endlich das Vertrauen, das Sie mir einflößen, . . . ändern meinen Entschluß. Ich will also offen mit

Ihnen sprechen, da ich gewiß bin, mich an ein redliches und edles Wesen zu wenden. ... Sie kannten Frau von Beaumesnil? .. Sie liebten sie?"

Bei diesen Worten konnte Hermine eine Bewegung des Erstaunens und der Unruhe nicht unterdrücken.

Der Bucklige fuhr fort:

„Ach! ich weiß es! Sie liebten Frau von Beaumesnil zärtlich; der Kummer, sie verloren zu haben, ist die einzige Ursache Ihrer Krankheit. ..."

„Mein Herr!" rief Hermine erschrocken darüber, ihr Geheimniß und besonders das ihrer Mutter in den Händen eines Unbekannten zu sehen, ... „ich weiß nicht, ... was Sie damit sagen wollen. ... Ich habe für die Frau Gräfin von Beaumesnil während der kurzen Zeit, in der ich zu ihr berufen wurde, die ehrfurchtsvollste Anhänglichkeit gefaßt, die sie so sehr verdiente. ... Wie Alle, die sie kannten, habe ich sie aufrichtig bedauert; aber ...."

„Sie müssen mir so antworten, mein theures Kind," sagte der Marquis, Hermine unterbrechend, „Sie können kein Zutrauen zu mir haben, da ich Ihnen unbekannt bin, ... da Sie nicht einmal meinen Namen wissen. .. Ich bin der Marquis von Maillefort."

„Herr von Maillefort," sagte das junge Mädchen lebhaft, indem sie sich erinnerte, für ihre Mutter

einen, an den Marquis adressirten Brief geschrieben zu haben.

„Sie kannten meinen Namen?“

„Ja, mein Herr. ... Da die Frau Gräfin von Beaumesnil sich zu schwach fühlte, um zu schreiben, ... bat sie mich, dies an Ihrer Stelle zu thun, und der Brief, welchen Sie empfingen ...“

„Sie hatten ihn geschrieben?“

„Ja, mein Herr. ..“

„Sie sehen nun, mein theures Kind, daß Sie volles Vertrauen zu mir haben dürfen. ... Frau von Beaumesnil hatte keinen ergebeneren Freund als mich, ... und sie glaubte, ... auf diese zwanzigjährige Freundschaft hinlänglich rechnen zu dürfen, um mich mit einer heiligen Sendung zu beauftragen. ..“

„Was sagt er?“ dachte Hermine, „meine Mutter hätte ihm das Geheimniß meiner Geburt anvertraut?“

Der Marquis, welcher die wachsende Unruhe Herminens bemerkte und überzeugt war, endlich die natürliche Tochter der Gräfin entdeckt zu haben, fuhr fort:

„Der Brief den Sie mir im Namen der Frau von Beaumesnil schrieben, beschied mich ... zu einer ziemlich späten Abendstunde zu ihr; ... nicht wahr, Sie erinnern sich dessen?“

„Ja, mein Herr.“

„Ich entsprach dieser Einladung. ... Die Gräfin fühlte sich ihrem Ende nahe,“ fuhr der Bucklige mit bewegter Stimme fort. .. „Nachdem Frau von Beaumesnil ihre Tochter Ernestine ... meinem Schutze empfohlen hatte, ... bat sie mich, ... ihr einen letzten Dienst zu erweisen; ... sie beschwor mich, ... meine Sorgfalt, ... meine Theilnahme ... zwischen ihrer Tochter ... und einer anderen jungen Person zu theilen, ... die ihr nicht weniger theuer wäre, ... als ihr Kind. ..“

„Er weiß Alles,“ sagte Hermine bei sich mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit; „der Fehltritt meiner armen Mutter ist ihm kein Geheimniß.“

„Diese andere Person,“ fuhr der Bucklige mit steigender Rührung fort, „sey, sagte mir die Gräfin, ein Engel; ja, das sind ihre eigenen Worte, ein Engel an Tugend und Muth, ein edles und starkes Mädchen,“ fügte der Marquis bei, dessen Augen sich mit Thränen füllten, „eine arme, verlassene Waise, die, .. die ohne Beistand, ohne Hülfe nur durch Muth, Arbeit und Willenskraft ... gegen das unsicherste, oft peinlichste Geschick streite. ... Ach, wenn Sie gehört hätten, mit welchem Tone herzzerreißender Zärtlichkeit sie von diesem jungen Mädchen sprach! Unglückliche Frau! Unglückliche Mutter! Denn

... von diesem Augenblicke an errieth ich, obwohl sie mir, ohne Zweifel von Schaam zurückgehalten, kein Geständniß ablegte, nur eine Mutter könne so sprechen, ... so leiden ... bei dem Gedanken an das Schicksal ihrer Tochter. ... Nein, ach nein, ... es war keine Fremde, welche mir die Gräfin auf ihrem Todbette so dringend empfahl!"

Der Marquis, dessen Rührung den höchsten Gipfel erreicht hatte, schwieg einen Augenblick und trocknete seine in Thränen gebadeten Augen.

„Ach, meine Mutter," sagte Hermine bei sich, während sie Fassung zu gewinnen suchte, „Deine letzten Gedanken gehörten Deiner Tochter!"

„Ich habe Frau von Beaumesnil in ihre erkaltende Hand geschworen," fuhr der Bucklige fort, „ihren letzten Willen zu erfüllen, und meine Sorgfalt zwischen Ernestine und dem jungen Mädchen, für welche die Gräfin mich so dringend anflehte, zu theilen. ... Dann übergab sie mir dieses Portefeuille" (der Bucklige zog es aus der Tasche), „das, wie sie sagte, ein kleines Vermögen enthält, und beauftragte mich, es dem jungen Mädchen zu übergeben, dessen Geschick dadurch auf immer gesichert seyn würde. Unglücklicherweise verschied Frau von Beaumesnil, ehe sie mir den Namen der Waise sagen konnte. ..."

„Er hat nur Verdacht, ... Gott sey gelobt!"

sagte Hermine bei sich mit unbeschreiblichem Entzücken; „ich werde nicht den Schmerz haben, einen Fremden von dem Fehltritte meiner Mutter unterrichtet zu sehen; ihr Andenken wird rein bleiben ..."

„Sie können sich, mein theures Kind, meine Angst, ... meinen Kummer denken. Wie sollte ich den letzten Willen der Frau von Beaumesnil erfüllen, da ich den Namen des jungen Mädchens nicht wußte?" fuhr der Bucklige fort, indem er Hermine mit inniger Rührung ansah. „Dennoch begann ich meine Nachforschungen, .. und endlich, ... nach vielen fruchtlosen Versuchen, ... habe ich diese Waise ... gefunden, ... schön, stark, edel, ... kurz ganz so, wie ihre arme Mutter sie, ohne mir ihren Namen zu sagen, malte; ... und dieses junge Mädchen, ... Sie sind es, ... mein Kind, ... mein theures Kind! ..." rief der Bucklige.

Und in einem Ausbruche unbeschreiblichen Glückes und der innigsten Zärtlichkeit fügte er hinzu:

„Ach! Sie sehen nun wohl, daß ich das Recht hatte, Sie mein Kind zu nennen. ... O nein, niemals war ein Vater stolzer auf seine Tochter!"

„Mein Herr!" antwortete Hermine mit einem Tone, dem sie Ruhe und Festigkeit zu geben suchte, „wiewohl es mich viel kostet, ... Ihre Illusion zu

zerstören, ... zwingt mich doch die Pflicht, es zu thun."

„Was sagen Sie?" rief der Bucklige.

„Mein Herr, ich bin nicht die Person, die Sie suchen," antwortete Hermine.

Der Marquis wich einen Schritt zurück und betrachtete das junge Mädchen, ohne im ersten Augenblick ein Wort finden zu können.

Um den hinreißenden Mittheilungen, die Herr von Maillefort ihr eben gemacht hatte, zu widerstehen, bedurfte Hermine eines heroischen Muthes, und sie fand ihn in dem reinsten und heiligsten Gefühle: in ihrem kindlichen Stolze.

Dieser Stolz des jungen Mädchens empörte sich bei dem bloßen Gedanken, ... vor den Augen eines Fremden die mütterliche Schande einzugestehen, indem sie sich vor ihm als die Tochter der Frau von Beaumesnil bekennen würde.

Welches Recht hatte Hermine, den Verdacht dieses Fremden durch das Geständniß eines Geheimnisses zu bestätigen, das die Gräfin Herrn von Maillefort, ... ihm, ihrem ergebensten Freunde, nicht hatte gestehen wollen, ... eines Geheimnisses, das ihre Mutter ihr selbst zu verschweigen Kraft genug gehabt hatte, als sie, Brust an Brust, ihre Herzen gegen einander schlagen fühlten.

Während diese edelmüthigen Gedanken Herminens Seele erfüllten, suchte der Marquis, bestürzt über diese Verleugnung des jungen Mädchens, deren Identität in Zweifel zu ziehen er sich nicht entschließen konnte, vergebens die Ursache dieses sonderbaren Entschlusses zu errathen.

Endlich sagte er zu Hermine:

„Ein Beweggrund, den ich unmöglich durchschauen kann, hindert Sie, mir die Wahrheit zu sagen, mein theures Kind; doch worin dieser Beweggrund auch liegen mag, ... er muß edel und zartfühlend seyn. Warum verbergen Sie ihn mir, ... dem Freunde, ... dem besten Freunde Ihrer Mutter, ... mir, der ich den letzten Willen Ihrer Mutter in Betreff Ihrer zu vollziehen komme? ..“

„Diese Unterredung ist eben so schmerzlich für mich, als für Sie, Herr Marquis,“ antwortete Hermine traurig; „denn sie erinnert mich an eine Person, die voll Wohlwollen gegen mich war während der kurzen Zeit, in der ich — nur als Künstlerin und unter keinem anderen Titel, darauf gebe ich Ihnen mein Wort — zu ihr berufen wurde. ... Ich wage zu glauben, daß diese Erklärung Ihnen genügen ... und weitere Mittheilungen ersparen wird, Herr Marquis; ... ich wiederhole es Ihnen, ich bin nicht die Person, die Sie suchen ...“

Bei dieser Erkärung Herminens fühlte der Marquis neue Zweifel in sich erwachen. Da er jedoch nicht auf alle Hoffnung Verzicht leisten wollte, entgegnete er:

„Nein, ... nein, ... ich kann mich nicht so täuschen; niemals werde ich die Besorgniß, ... die dringenden Bitten vergessen, welche Frau von Beaumesnil zu Gunsten ...“

„Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, Herr Marquis, und Ihnen zu sagen, daß Sie, getäuscht vielleicht durch die Aufregung einer, für Ihr Herz schmerzlichen Scene, die Natur der Theilnahme verkennen, welche Frau von Beaumesnil für die Waise, von der Sie sprechen, hegte. Um das Andenken der Frau von Beaumesnil gegen Ihren Irrthum zu vertheidigen, habe ich kein anderes Recht, als das der Dankbarkeit; aber die Achtung und Ehrfurcht, welche die Frau Gräfin allgemein einflößte, läßt mich ... an einen Irrthum von Ihrer Seite glauben.“

Diese Art, die Sache anzusehen, stimmte zu sehr mit den Wünschen des Herrn von Maillefort überein, als daß er nicht hätte geneigt seyn sollen, Herminens Bemerkung beizutreten. Aber da er sich der herzzerreißenden Aufregung erinnerte, mit welcher die Gräfin ihm die Waise empfohlen hatte, erwiderte er:

„Noch einmal: von einer Fremden spricht man nicht auf diese Weise.“

„Wer weiß, Herr Marquis?“ antwortete Hermine, indem sie das Terrain Schritt für Schritt vertheidigte; „man hat mir so viele Proben von dem Edelmuthe der Frau von Beaumesnil erzählt! Ihre Zuneigung für diejenigen, welche sie unterstützte, soll so warm gewesen seyn, daß dieselbe leicht auf diese Art zu Gunsten der Waise, welche sie Ihnen empfahl, von der Frau Gräfin an den Tag gelegt werden konnte. ... Und dann, ... wenn jenes junge Mädchen aber so würdig, als unglücklich ist, ... genügt das nicht, um die lebhafte Theilnahme, welche Frau von Beaumesnil für sie hegte, zu begründen? Vielleicht endlich ... war dieser geheimnißvolle Schutz eine fromme Pflicht, welche eine Freundin ... der Frau Gräfin von Beaumesnil anvertraut hatte, die ihrerseits sie Ihnen wieder übermachte. ...“

„Warum dann ... die ausdrückliche Bitte, ... der Person, der ich dieses Portefeuille übergeben sollte, für immer den Namen der Gräfin zu verschweigen?“

„Weil Frau von Beaumesnil auch dieses Mal wieder ihre Wohlthätigkeit verbergen wollte. ...“

Hermine, die ihre Ruhe und Kaltblütigkeit wieder gefunden hatte, brachte diese Gründe mit solcher Unbefangenheit vor, daß der Marquis am Ende wirk-

lich dachte, er habe sich getäuscht und gegen Frau von Beaumesnil einen ungerechten Argwohn gefaßt; dann kam ihm eine neue Idee in den Sinn und er rief:

„Aber zugegeben, das Verdienst und das Unglück jener Waise seyen die einzigen und wirklichen Ansprüche derselben auf die Theilnahme der Frau von Beaumesnil, könnten es dann nicht die Ihrigen seyn, mein theures, wackeres Kind? Warum sollten Sie nicht die Person seyn, welche die Gräfin mir bezeichnen wollte?"

„Ich kannte Frau von Beaumesnil zu kurze Zeit, um einen solchen Beweis ihrer Güte zu verdienen, Herr Marquis, und dann, da mein Name von der Frau Gräfin nicht ausdrücklich genannt wurde, ... wende ich mich an Ihr Zartgefühl. Darf ich ein so beträchtliches Geschenk ... auf Ihre bloße Vermuthung hin annehmen, daß es mir bestimmt seyn könne?"

„Ja, das wäre richtig, ... wenn Sie dieses Geschenk nicht verdienen."

„Und wie würde ich es verdient haben, Herr Marquis?"

„Durch die Sorgfalt, die Sie der Gräfin schenkten, ... durch die Erleichterung, die Sie ihr in ihren Schmerzen gewährten, und wie kommt es, daß sie diese Sorgfalt nicht anerkannt hat?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Marquis."

„Das Testament der Gräfin enthält mehrere Legate; . . Sie allein . . . sind vergessen worden. . ."

„Ich hatte kein Recht auf ein Legat; . . . . ich bin für meine Sorgfalt belohnt worden. . . ."

„Durch Frau von Beaumesnil?"

„Durch Frau von Beaumesnil," antwortete Hermine mit fester Stimme.

„Ja, . . . das haben Sie Frau von la Rochaiguë erklärt, als Sie ihr großmüthig das Geld zurück brachten, welches. . . ."

„Ein Geld, auf das ich keine Ansprüche hatte, Herr Marquis; das ist Alles. . ."

„Noch einmal: . . . nein!" rief Herr von Maillefort, dessen frühere Ueberzeugung auf's Neue und unbesiegbar zurückkehrte, „nein, ich habe mich nicht getäuscht . . . Instinkt, Ahnung, . . . oder Ueberzeugung: Alles sagt mir, daß Sie es sind. . . ."

„Herr Marquis," unterbrach Hermine den Buckligen, indem sie dieser peinlichen Scene ein Ziel setzen wollte, „ein letztes Wort: Sie waren der beste Freund der Frau von Beaumesnil; denn sie vermachte Ihnen auf ihrem Todbette die Sorge für ihre rechtmäßige Tochter: . . . . warum . . . sollte sie Ihnen . . . in diesem letzten Augenblicke nicht auch anvertraut haben, daß sie noch eine andere Tochter habe? . ."

„Ei, mein Gott!“ rief der Marquis unwillkürlich, „die arme Frau ... wird von der Schmach eines solchen Geständnisses zurückgewichen seyn. ..“

„Ja, das bezweifle ich nicht,“ dachte Hermine mit Bitterkeit, „und ich sollte ein solches Geständniß machen, vor welchem meine Mutter zurückwich? ...“.

Die Unterredung des Buckligen mit Hermine wurde durch die Zurückkunft des Herrn Bouffard unterbrochen.

Die Aufregung des Marquis und des jungen Mädchens war so groß, daß sie Herrn Bouffard die Thüre des Vorzimmers nicht hatten öffnen hören.

Der grimmige Eigenthümer schien jetzt völlig besänftigt; seine unverschämte und grobe Miene hatte sich in eine spöttische und listige verwandelt.

„Was wollen Sie schon wieder hier?“ fuhr der Marquis ihn an. „Was wollen Sie?“

„Ich komme, um mich bei dem Fräulein zu entschuldigen, mein Herr.“

„Um sich zu entschuldigen, mein Herr?“ sagte das junge Mädchen erstaunt.

„Ja, Fräulein, und ich bestehe darauf, es vor diesem Herrn zu thun; denn ich habe Ihnen in seiner Gegenwart vorgeworfen, daß Sie mich nicht bezahlten, ... und ich erkläre nun vor ihm, ich schwöre

vor Gott und allen Menschen," fügte Herr Bouffard bei, indem er die Hand wie zum Schwur emporhob, und mit einem dummen Lachen über seinen eigenen Scherz, „ich schwöre, daß mir Alles bezahlt worden ist, was das Fräulein mir schuldig war .... Ei, ei! ..."

„Sie sind bezahlt worden?" sagte Hermine mit dem höchsten Erstaunen, und von wem, mein Herr."

„Nun, ... Sie wissen es wohl, .. Fräulein," sagte Herr Bouffard, ohne sein dummes Lachen aufzugeben, „Sie wissen es wohl! ... Wie schlimm Sie sind!!"

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, mein Herr," erwiderte Hermine.

„Gehen Sie doch!" sagte Herr Boufard achselzuckend; „als ob die schönen Braunen die Miethen der schönen Blonden um Gotteswillen bezahlten!"

„Es hat Sie ... Jemand ... für mich bezahlt, mein Herr?" sagte Hermine, die vor Beschämung purpurroth wurde.

„Man hat mich bezahlt und obendrein in schönem und gutem Golde," antwortete Herr Bouffard, indem er aus seiner Tasche einige Louis zog und sie in der offenen Hand schüttelte. „Sehen Sie diese gelben Vögel, ... sind sie nicht hübsch, ... he? .."

„Und dieses Gold, ... mein Herr," sagte Hermine

zitternd und unfähig, zu glauben, was sie hörte, „... dieses Gold, ... wer hat es Ihnen gegeben?“

„Spielen Sie nur die Unschuldige ... und das Rosenmädchen, meine Kleine. ... Der, welcher mich bezahlte, ist ein sehr hübscher Junge, auf Ehre, ... ein großer Brauner, ... sehr schlank, ... mit einem kleinen braunen Schnurrbärtchen. ... Da haben Sie sein Signalement für seinen Paß.“

Der Marquis hatte Herrn Bouffard mit wachsendem Erstaunen und Schmerze zugehört.

Dieses junge Mädchen, für das er bis jetzt eine so lebhafte Theilnahme empfand, war plötzlich in seinen Augen gebrandmarkt.

Nach einer kalten Verbeugung gegen Hermine, wandte Herr von Maillefort — ohne ein Wort zu sagen — sich nach der Thüre, und seine Züge trugen das Gepräge bitteren Schmerzes.

„Ah!“ sagte er mit einer Geberde des Widerwillens und der Niedergeschlagenheit, „wieder ... eine Illusion zerstört.“

Und er entfernte sich.

„Bleiben Sie, mein Herr,“ rief das junge Mädchen und eilte ihm, zitternd und außer sich vor Schaam, nach. „O bleiben Sie, ich beschwöre Sie, ich flehe Sie darum an! Bleiben Sie!! ....“

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Als Herr von Maillefort sich von Hermine rufen hörte, die ihn dringend zu bleiben bat, wandte er sich um und sagte mit traurigem, strengem Gesichte:

„Was wünschen Sie, Fräulein?“

„Was ich wünsche, mein Herr!“ rief Hermine mit glühenden Wangen, während ihre Augen von Thränen des Unwillens und des Stolzes glänzten, „was ich wünsche! ... Ich will diesem Menschen ... vor Ihnen sagen, daß er gelogen hat. ...“

„Ich?“ sagte Herr Bouffard, ... „das ist ein wenig stark! Ich habe ja doch die gelben Vögel in der Tasche!“

„Ich sage Ihnen, daß Sie lügen,“ rief das junge Mädchen, indem sie mit einer Geberde bewunderungswürdiger Hoheit auf ihn zutrat, ... „ich habe Niemand das Recht gegeben, ... Sie zu bezahlen ... und mir eine solche Beschimpfung zuzufügen!!“

Trotz seiner rohen Natur und seines geringen Verstandes fühlte sich Herr Bouffard ergriffen, so

unwiderstehlich und aufrichtig war der stolze Unwille Herminens; deshalb trat der Eigenthümer zwei Schritte zurück, indem er auf entschuldigende Weise stammelte:

„Ich schwöre Ihnen auf mein mir heiliges Ehrenwort, Fräulein, daß ich so eben beim Heraufgehen auf der Treppe des ersten Stockwerks von einem schönen jungen Manne mit braunen Haaren angehalten wurde, der mir dieses Gold als Bezahlung für Ihre Miethe gab; ... ich sage Ihnen die Wahrheit, so wahr ich Bouffard heiße!!"

„O, mein Gott! Erniedrigt, ... beschimpft bis zu diesem Punkte!" .. rief das junge Mädchen, deren lange verhaltene Thränen nun hervorströmten.

Dann wandte Hermine ihr reizendes, in Thränen gebadetes Gesicht gegen den Buckligen, den stummen Zeugen dieser Scene, und sagte mit flehender Stimme:

„Ach, Gnade, Herr Marquis! Glauben Sie nicht, daß ich diese Beschimpfung verdient habe!"

„Ein Marquis!!" sagte Herr Bouffard, indem er seinen Hut abnahm, den er bis jetzt auf dem Kopfe behalten hatte.

Herr von Maillefort näherte sich Herminen mit erleichtertem Herzen, das von einer schweren Last befreit war, ergriff väterlich ihre Hand und sagte:

„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen, mein theu-

res, mein edles Kind; erniedrigen Sie sich nicht so weit, sich zu rechtfertigen! ... Ihre Thränen, Ihr aufrichtiger Ton, Ihr edler Unwille, alles das beweist mir, daß Sie die Wahrheit sagen, ... und daß man ohne Ihr Wissen Ihnen diesen beschimpfenden Dienst erwies. ..."

„Das ist gewiß," sagte Herr Bouffard, beinahe gerührt, „ich, der ich doch fast alle Tage in mein Haus komme, bin niemals diesem jungen schönen Mann begegnet; ... aber was wollen Sie am Ende, liebes Fräulein: ... Ihre Miethe ist bezahlt, ... das ist nun einmal so, ... Sie müssen sich trösten. Es gibt gar Viele, die sich gerne auf solche Weise erniedrigen ließen. ... He, he, he!" fügte Herr Bouffard mit seinem dummen Lachen hinzu.

„Sie werden dieses Geld nicht behalten, mein Herr!" rief Hermine; „ich bitte Sie dringend, ... verkaufen Sie mein Piano, mein Bett, ... Alles, was ich besitze; aber, aus Barmherzigkeit, geben Sie dieses Geld jenem Herrn zurück. ... Wenn Sie es behalten, mein Herr, trifft mich die Schande davon!!"

„Aber einen Augenblick, beim Teufel! Wie schnell Sie gehen!" sagte Herr Bouffard. „Ich fühle mich durchaus nicht beleidigt darüber, meine Miethe in die Tasche zu stecken, ich; .. ein haben ist besser, als zwei hätt' ich, ... und überdies, wo

soll ich jenen schönen jungen Mann wieder auffischen, um ihm sein Geld zurückzugeben. Aber es gibt ein Mittel, das Alles auszugleichen: wenn Sie jenen Stutzer zu Gesicht bekommen, sagen Sie ihm, daß ich wider Ihren Willen sein Geld behielt, daß ich ein wahrer Beduine, ein Schurke von einem Eigenthümer sey. ... Nur zu! Ziehen Sie immerhin auf mich los, ... ich habe ein hartes Fell, ... und dann wird dieser hübsche Junge wohl sehen, daß Sie für die ganze Sache nichts können!"

Und entzückt über seine Idee, sagte Herr Bouffard ganz leise zu dem Marquis:

„Ich fühle mich zufrieden, ihr einen Dienst erwiesen zu haben; ich konnte sie nicht in dieser Verlegenheit lassen, das arme junge Mädchen; denn ich weiß nicht, wie es kommt, .. aber ... obgleich sie mir eine Miethe schuldig war, ist mir doch ganz eigen zu Muthe. Gewiß, Herr Marquis, ist sie im Elend; aber sie ist rechtschaffen."

„Fräulein," sagte Herr von Maillefort zu Hermine, welche, ihr Gesicht in beiden Händen verborgen, still für sich hinweinte, „wollen Sie meinem Rathe folgen?"

„Ach! ... mein Herr, ... was soll ich thun?" sagte Hermine, ihre Thränen trocknend.

„Nehmen Sie von mir, ... der ich in dem Alter

bin, Ihr Vater zu seyn; ... der ich der Freund einer Person war, ... für welche Sie eben so viel Ehrfurcht als Anhänglichkeit hegten, ... nehmen Sie, sage ich, von mir ein hinreichendes Darlehen an, um diesen Herrn zu bezahlen. ... Jeden Monat ... werden Sie mir eine kleine Summe daran zurückzahlen. ... Was das Geld betrifft, welches dieser Herr erhielt, ... so wird derselbe sein Möglichstes thun, ... den Unbekannten wiederzufinden, der es ihm übergab; ... wo nicht, wird er diese Summe in dem Wohlthätigkeitsbureau seines Viertels niederlegen."

Hermine, die aufmerksam zugehört hatte, sah den Marquis mit lebhafter Dankbarkeit an.

„O, ich danke, ich danke Ihnen, Herr Marquis, ich nehme diesen Dienst an, ... und ich bin stolz darauf, Ihnen verpflichtet zu seyn."

„Und ich," rief der unbarmherzige Herr Bouffard, endlich auch erweicht, „ich nehme dies nicht an, ... sowahr ich ein rechtschaffner Mann bin!"

„Wie so .... mein Herr?" sagte der Marquis.

„Nein ich nehme es nicht an! Man soll nicht sagen, daß .....; denn am Ende bin ich nicht genug, durchaus nicht ...; kurz, sey es, wie es will, ich bestehe darauf: der Herr Marquis wird sein Geld behalten, ... und ich werde suchen, den Unbekann-

ten wieder aufzufischen. Wo nicht, werde ich seine Louis in den Armenstock legen, ... ich werde Ihr Piano nicht verkaufen, Fräulein, ... und werde dennoch bezahlt werden. Ah! was sagen Sie dazu?"

„Gut! Aber erklären Sie sich näher, mein wackerer Herr," antwortete der Marquis.

„Die Sache ist die," versetzte Herr Bouffard; „meine Tochter Cornelia hat, einen Pianolehrer von großem Rufe, ... Herrn Tonerriliuskoff. ..."

„Mit einem solchen Namen," sagte der Bucklige, macht man nothwendigerweise Lärm in der Welt."

„Wie auf dem Piano, Herr Marquis! Ein Mann von sechs Fuß Höhe, ... mit schwarzem Barte, wie ein Sapeur, und Händen so breit wie eine Hammelskeule; ... aber dieser berühmte Lehrer kostet mich noch die Augen im Kopfe: fünfzehn Franken für die Stunde, ohne die Reperaturen am Piano zu rechnen, auf dem er wie ein Tauber herumhämmert; er ist so stark! Wenn nun das Fräulein Cornelien Stunden geben wollte, zu fünf Franken das Billet, nein, .. zu vier Franken, — das ist eine runde Zahl — drei Stunden die Woche, so würde das zwölf Franken machen; ... sie würde auf diese Weise nach und nach ihre Schuld an mich abtragen, und sind wir einmal quitt, .. wird sie mir ihre Miethe dann mit Lektionen bezahlen."

„Bravo, Herr Bouffard!“ sagte der Marquis.

„Nun, Fräulein,“ sagte der Eigenthümer, „was denken Sie davon?“

„Ich nehme Ihren Vorschlag an, ... ich nehme ihn dankbar an, ... und ich bin glücklich, daß Sie mich in den Stand setzen, meine Schuld gegen Sie durch meine Arbeit abzutragen; ich versichere Sie daß ich Alles aufbieten werde, Ihre Fräulein Tochter durch meinen Unterricht zufriedenzustellen.“

„Nun, es gilt! ...“ sagte Herr Bouffard: „es ist also abgemacht: drei Stunden wöchentlich ... von übermorgen an; das macht wöchentlich zwölf Franken. .. Bah! sagen wir zehn Franken, ... vierzig Franken monatlich, ... achthundert Sousstücke, ... eine runde Zahl?“

„Ihre Bedingungen werden die meinigen seyn, mein Herr, ich wiederhole es Ihnen, ... und ich nehme sie mit Dankbarkeit an.“

„Nun, mein lieber Herr,“ sagte der Marquis zu Herrn Bouffard, „sind Sie jetzt nicht zufriedener mit sich selbst, als vorhin, wo Sie dieses liebe und würdige Kind durch ihre Drohungen erschreckten?“

„Gewiß, Herr Marquis, gewiß; denn am Ende war dieses liebe Fräulein wohl, ... verdiente wohl, .... und dann, sehen Sie, werde ich auch jenen großen Koloss von einem Pianolehrer los, ... mit

seinem schwarzen Barte und seinen fünzehn Franken für das Billet, ohne zu rechnen, daß er immer seine großen Hände auf denen meiner Cornelia hatte, unter dem Vorwande, ihr den Fingersatz zu zeigen."

„Mein lieber Herr Bouffard," sagte der Marquis ganz leise zu dem Eigenthümer, indem er ihn in eine Ecke des Zimmers führte, „erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben.. ..."

„Gewiß, Herr Marquis."

„Was die schönen Künste betrifft, so geben Sie nie einem jungen Mädchen oder einer jungen Frau Lehrer, weil oft die Rollen getauscht werden."

„Die Rollen getauscht werden, Herr Marquis, wie so?"

„Ja, manchmal wird die Schülerin zur Lehrerin, ... verstehen Sie, zur Lehrerin des Lehrers?" *

„Zur Lehrerin des Lehrers! Ah, ich verstehe vollkommen. .. Ei, ei!"

Aber plötzlich wurde Herr Bouffard sehr ernst und fuhr fort:

„Doch fällt mir ein, ... ah, saperlott! Wenn

* Anmerkung des Uebersetzers: Im Französischen findet sich hier ein Wortspiel, das sich nicht geben läßt »La maitresse du maitre" heißt nämlich ebensowohl: »die Geliebte des Lehrers,« als »die Lehrerin des Lehrers.«

dieser Herkules von Tonneriliuskoff, ... wenn Cornelia ..."

„Die Tugend des Fräuleins Bouffard muß über solche Befürchtungen erhaben seyn, mein lieber Herr; ... aber zu größerer Sicherheit ..."

„Dieser Räuber mit seinem schwarzen Barte und seinen Fünfzehnfranks=Billets wird keinen Fuß mehr über die Schwelle meines Hauses setzen," rief Herr Bouffard. „Ich danke für Ihren Rath, Herr Marquis."

Dann wandte sich Herr Bouffard zu Hermine und fuhr fort:

„Also, liebes Fräulein, wollen wir übermorgen um zwei Uhr anfangen; das ist Corneliens Stunde."

„Um zwei Uhr, mein Herr, ich werde pünktlich seyn, ich verspreche es Ihnen."

„Und zehn Franken wöchentlich."

„Ja, mein Herr, weniger noch, wenn Sie es wünschen."

„Sie würden für acht Franken kommen?"

„Ja, mein Herr," sagte Hermine, unwillkürlich lächelnd.

„Nun, also gut, ... acht Franken, eine runde Zahl," sagte der Eigenthümer.

„Gehen Sie doch, Herr Bouffard, ... ein reicher Eigenthümer, wie Sie, ist viel zu vornehm,

um so zu handeln," sagte der Marquis. „Wie! Ein wahlfähiger Wähler? ... Vielleicht sogar Officier der Nationalgarde; denn Sie scheinen mir wohl geeignet dazu ....."

Herr Bouffard erhob stolz seinen Kopf, streckte seinen dicken Bauch noch mehr heraus und sagte, indem er militärisch grüßte, mit Wichtigthuerei:

„Unterlieutenant der dritten Compagnie des zweiten Bataillons der ersten Legion."

„Ein Grund mehr, ... lieber Herr Bouffard," versetzte der Bucklige; „es gilt die Würde Ihres Ranges."

„Das ist wahr, Herr Marquis, ich habe gesagt: zehn Franken, und dabei soll es bleiben; ich habe immer meiner Unterschrift Ehre gemacht. Ich werde suchen, den Stutzer wieder zu finden. Er treibt sich vielleicht in der Nähe meines Hauses herum, um bald wieder zu kommen; aber ich will der Mutter Moufflon, meiner Portière sein Signalement geben, und ... — seyen Sie ruhig — ... sie hat ein scharfes Auge und eine ebenso scharfe Zunge. .. Ihr Diener, Herr Marquis, auf übermorgen um zwei Uhr, mein liebes Fräulein. .."

Aber alsbald kehrte Herr Bouffard wieder zurück und sagte zu Hermine:

„Fräulein, ... eine Idee! ... Um dem Herrn

Marquis zu beweisen, daß die Bouffards gute Kinder sind, wenn sie daran kommen ..."

„Lassen Sie die Idee hören, Herr Bouffard, „entgegnete der Bucklige.

„Sie sehen wohl diesen hübschen Garten, Herr Marquis?"

„Ja."

„Er gehört zu der Wohnung im Erdgeschosse. ... Nun, .. ich gebe dem Fräulein den Genuß dieses Gartens, ... bis die Wohnung wieder vermiethet wird."

„Wirlich, mein Herr?" sagte Hermine ganz vergnügt. „O, ich danke Ihnen; welches Glück, mich in diesem Garten ergehen zu dürfen! ..."

„Mit der Bedingung, ihn im guten Stande zu erhalten," fügte Herr Bouffard bei, indem er mit munterer Miene davonlief, wie um sich bescheiden der Dankbarkeit zu entziehen, die sein Vorschlag einflößen mußte.

„Man kann sich nicht denken, wie diese Bursche gewinnen, wenn sie verbindlich und großmüthig sind," sagte der Bucklige lachend, als Herr Bouffard weggegangen war.

Dann wurde er wieder ernsthaft und wandte sich an Hermine:

„Mein theures Kind, das, was ich eben hörte,

gibt mir eine so hohe Idee von der Erhabenheit Ihres Herzens und der Festigkeit Ihres Charakters, ... daß ich die Vergeblichkeit jedes neuen Versuches einsehe, in Betreff des Gegenstandes, der mich zu Ihnen führte, weiter in Sie zu dringen. ... Wenn ich mich getäuscht habe, ... wenn Sie nicht die Tochter der Frau von Beaumesnil sind, ... werden Sie natürlich auf Ihrem Verneinen beharren; habe ich dagegen die Wahrheit errathen, werden Sie gleichfalls bei Ihrem Leugnen beharren, und Sie gehorchen darin einem geheimen, aber — davon bin ich überzeugt — ehrenvollen Grunde. ... Ich werde also nicht weiter in Sie dringen. .. Ein Wort noch: ... ich bin tief gerührt von dem Gefühle, das Sie veranlaßte, das Andenken der Frau von Beaumesnil gegen den Verdacht in Schutz zu nehmen, der mich getäuscht haben kann. ... Wären Sie nicht ein so stolzes und würdiges Geschöpf, ... würde ich Ihnen sagen, daß Ihre Uneigennützigkeit um so schöner, je unsicherer und schwieriger Ihre Lage ist, und Sie müssen mir, da Herr Bouffard mich des Vergnügens beraubte, Ihnen dieses Mal nützlich seyn zu können, versprechen, ... nicht wahr, mein theures Kind, ... in Zukunft sich nur an mich zu wenden! ..."

Und an wen könnte ich mich ohne Erniedrigung

wenden, ... wenn nicht an Sie, Herr Marquis?"

„Ich danke Ihnen, ... mein liebes Kind; ... aber ich bitte Sie doch, kein „Herr Marquis" mehr! So eben, ... während unserer ernsten Unterredung ... hatte ich nicht Muße, gegen diese ceremoniöse Benennung mich aufzulehnen; aber nun, da wir alle Freunde sind, keinen Marquis mehr, ich bitte Sie darum, .... es ist herzlicher. Es bleibt also dabei, ... nicht wahr?" sagte der Bucklige, indem er dem jungen Mädchen die Hand bot, welche sie dankbar und mit Innigkeit drückte, während sie antwortete:

„Ach mein Herr, ... so viel Güte, so viel edles Vertrauen, ... das tröstet mich über die Demüthigung, unter der ich in Ihrer Gegenwart so schwer litt."

„Denken Sie nicht mehr daran, mein theures Kind. .. Diese Beschimpfung beweist bloß, daß jener unverschämte Unbekannte eben so dumm, als grob ist. Uebrigens ist er nicht werth, daß Sie seine Beleidigung nur im Gedächtniß behalten."

„Sie haben recht, mein Herr," antwortete Hermine, obwohl sie bei dieser Erinnerung wieder vor Stolz und Unwillen erröthete, „eine solche Beschimpfung ... verdient nur Verachtung, die tiefste Verachtung. ..."

„Ohne Zweifel; ab r unglücklicherweise hat viel-

leicht Ihr Alleinstehen dazu beigetragen, Ihnen diese Beschimpfung zuzuziehen, mein armes Kind, und da Sie mir erlauben, offen mit Ihnen zu sprechen, .... so sagen Sie mir doch, wie Ihnen der Gedanke gekommen ist, allein zu leben, statt mit einer achtbaren und älteren Frau zusammenzuwohnen?"

„Mehr als einmal habe ich daran gedacht, mein Herr; .... aber man trifft das so schwer, besonders," fügte das junge Mädchen mit einem halben Lächeln hinzu, „besonders, wenn man so viele Ansprüche macht, als ich. .."

„Wirklich," entgegnete der Bucklige gleichfalls lächelnd, „Sie machen so viele Ansprüche?"

„Was wollen Sie, mein Herr? Ich könnte ein Unterkommen nur bei einer Person finden, deren Lage ebenso bescheiden wäre, als die meinige, und ... wider meinen Willen ... bin ich so empfindlich gegen gewisse Mängel der Erziehung und des Benehmens, daß ich bei manchen Gelegenheiten Vieles zu dulden hatte. Das ist kindisch, ... lächerlich, ... ich weiß es; denn der Mangel an feinen Sitten schließt bei den meisten Personen der Klasse, welcher ich angehöre und über die meine Erziehung mich für den Augenlick erhob, keineswegs die Rechtlichkeit und Herzensgüte aus; aber ich habe gegen manche Dinge einen unbesiegbaren Widerwillen und ziehe, trotz der

Unannehmlichkeiten des Alleinstehens, vor, allein zu leben. Auch würde ich am Ende der Person, welche mich bei sich aufnähme, verpflichtet werden, ... und ich fürchte, man möchte mich das zu sehr fühlen lassen."

„In der That, mein theures Kind, alles das ist sehr consequent," sagte der Bucklige, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, „Sie können nicht anders denken oder handeln ... bei Ihrem natürlichen Stolze, ... und dieser Stolz, den ich vor Allem an Ihnen liebe, war, davon bin ich überzeugt, und wird stets Ihr bester Schutz seyn. Das wird mich jedoch nicht hindern, wohlverstanden, wenn Sie es erlauben, von Zeit zu Zeit Sie zu besuchen, um zu erfahren, ob ich Ihnen nicht auch in etwas meinen Schutz gewähren kann."

„Können Sie zweifeln, mein Herr, daß es mir stets das größte Vergnügen seyn wird, Sie bei mir zu sehen?"

„Ich würde Ihnen Unrecht thun, wenn ich Zweifel in diese Worte setzte, mein theures Kind. .. Ich bin davon überzeugt."

Als Hermine sah, daß Herr von Maillefort sich erhob, um Abschied zu nehmen, stand sie auf dem Punkte, den Marquis nach Ernestine von Beaumesnil zu fragen, die er ohne Zweifel schon gesehen haben mußte; aber das junge Mädchen fürchtete,

sich zu verrathen, indem sie von ihrer Schwester sprach, und den Verdacht des Herrn von Maillefort auf's Neue zu erwecken.

„Nun, mein liebes, edles Kind," sagte der Marquis, „leben Sie wohl; ich kam in der Hoffnung hieher, ein junges Mädchen zu finden, das ich väterlich lieben und beschützen sollte; ich gehe wenigstens nicht mit leerem Herzen weg. .. Noch einmal adieu; ... auf Wiedersehen!"

„Auf baldiges, wie ich hoffe, ... Herr Marquis," antwortete Hermine ehrfurchtsvoll.

„Ei, Fräulein," sagte der Bucklige lächelnd, ... „hier gibt es keinen M a r q u i s, sondern nur einen alten guten Mann, der Sie liebt, .. der Sie von ganzem Herzen liebt. .. Vergessen Sie das nicht! .."

„Ach, niemals ... werde ich es vergessen, mein Herr."

„Gut, dieses Versprechen spricht Sie frei. Auf baldiges Wiedersehen also, mein theures Kind!"

Und Herr von Maillefort entfernte sich, sehr ungewiß über die Identität Herminens und in nicht minderer Verlegenheit, auf welche Weise er den letzten Willen der Frau von Beaumesnil zu vollziehen habe.

Allein zurückgeblieben, sann das junge Mädchen

lange über die verschiedenen Ereignisse dieses Tages nach, der nach Allem beinahe ein glücklicher für sie war; denn indem sie ein Geschenk zurückwies, das ihr die zärtliche Sorgfalt ihrer Muttter bewies, aber auch das Andenken derselben bloßstellen konnte, hatte das junge Mädchen sich die Freundschaft des Herrn von Maillefort erworben. Aber ein Umstand verwundete den Stolz Herminens grausam: es war die Zahlung, welche Herr Bouffard von einem Unbekannten für sie erhalten hatte.

Wenn man den Charakter der Herzogin bedenkt, wird man begreifen, daß sie trotz ihres Entschlusses, diese Beschimpfung zu vergessen, dieselbe mehr als jede Andere lange Zeit empfinden mußte, um so mehr, als dieselbe eine gänzlich unverdiente war.

„Ich muß also für sehr verächtlich gelten in den Augen dieses Unbekannten, da er es wagte, mich auf diese Weise zu beleidigen!“ sagte sich Hermine mit stolzer Bitterkeit.

Da hörte sie bescheiden an ihrer Thüre klingeln.

Hermine öffnete und sah Herrn Bouffard vor sich, der von einem Unbekannten begleitet wurde.

Dieser Unbekannte war Gerald von Senneterre.

**Ende des zweiten Bandes.**

---

10

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die sieben Todsünden

Bd.: 1,2

Nürnberg 1847

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1486(1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11300192-7